

БН

57251

Ausgewählte Erzählungen

ELIN
PELIN



Университетска библиотека
София

Бн 54251



AUSGEWÄHLTE
ERZÄHLUNGEN

ELIN PELIN

AUSGEWÄHLTE ERZÄHLUNGEN

Sofia-Press

KD 523-332

ERZÄHLUNGEN
AUSGEWÄHLTE

БН 54251

УН. БИБЛИОТЕКА	
КВ. №	3437
20	1971

EINLEITUNG

Die bulgarische Literatur hat in ihrer langen Entwicklung große künstlerische Werte geschaffen und originale Werke hervorgebracht. Elin Pelin (1877-1949) ist ein Name, der zu den bedeutenden in dieser Literatur zählt. Dieser Humanist, Meister der bulgarischen Prosa und klar definierte kritische Realist vom Anfang unseres Jahrhunderts ist in viele Sprachen übersetzt worden.

Seine kurzen Erzählungen und seine Novellen üben eine noch ständig wachsende Wirkung aus, da sie sich dem nationalen kulturellen Bewußtsein tief eingeprägt haben und zum lebendigen literarischen Erbe des Volkes gehören. Als Meister der Kunstprosa und Kenner des menschlichen Herzens erfaßte Elin Pelin die innersten, geheimsten Triebe und Sehnsüchte der bulgarischen Bauern und gestaltete sie in packenden Charakteren. Er entdeckte im reichen Seelenleben dieser Menschen neue Gedanken und Gefühle und spürte den Geheimnissen des Zusammenhangs zwischen ihrem Wesen und Schicksal nach.

Er enthüllte die Wahrheit über das schwere freudlose Leben der entrechteten Bauern in den ersten Jahrzehnten nach der Befreiung Bulgariens von der osmanischen Fremdherrschaft (1878), eine Zeit, in der die patriarchalische Lebensform zu verfallen begann und die bulgarische Bauern-

schaft von akuten gesellschaftlichen Konflikten erschüttert wurde. Alles bei Elin Pelin — das Gedankengut, seine Figuren, die Natur und die Sprache, das heißt seine Intonation, die Atmosphäre der Landschaft, das Kolorit — sind typisch und betont bulgarisch. In dieser Hinsicht ist er als Volksdichter zu bezeichnen, der, dem bulgarischen Wesen selbst tief verhaftet, sein treuester Deuter wurde. Die Schönheit und Poesie Bulgariens und seiner Natur haben in diesem Meister der bulgarischen Prosa ihren bis heute unübertroffenen Interpreten gefunden. Maxim Gorki, der Elin Pelin hoch schätzte, schrieb: „Als ich seine Arbeiten las, meinte ich, den Duft Ihres berühmten Rosentals zu atmen, sah ich die schönen, abwechslungsreichen bulgarischen Ebenen vor mir. Ich stellte mir Ihre stolzen, majestätischen Berge vor . . . In jeder seiner Zeilen ist zu spüren, daß dieser große bulgarische Belletrist selbst ein Teil der schönen bulgarischen Erde ist“.

Elin Pelin hat Erzählungen und Novellen geschrieben, die zum Schönsten und Wertvollsten der bulgarischen Prosaliteratur gehören. In ihnen lebt und atmet der bulgarische Bauer, dessen Seele rein ist, der seinen bitteren Schmerz in sich verschlossen hat und sich trotz aller Not und Bedrängnis Optimismus und Freude am Leben, seine angeborene Schläue und Findigkeit, Zähigkeit und Charakterstärke, seinen Humor und seine feine Ironie bewahrt hat. Trotz aller Schicksalsschläge, trotz unmenschlich grausamer Ausbeutung findet er die Kraft, gegen das Übel anzukämpfen, allem Unglück, das ihn trifft, standzuhalten und sogar über sein eigenes Unglück zu lachen. . .

Erstaunlich reich ist die Reihe der Figuren Elin Pelins. Es sind die armen landlosen Bauern oder die Kleinbauern, die Knechte, die von den Großbauern, Getreidehändlern und Wucherern, von Dorfschulzen und Pöpen, Steuereinnehmern und Gendarmen, Pächtern und Gastwirten ins Joch gezwungen werden. . .

Das ist der düstere Hintergrund der Erzählungen Elin Pelins. Aber seine schwerarbeitenden Bauern sind sprichwörtlich fleißig, bewahren sich ihre Menschlichkeit, ihre Vitalität und Unbeugsamkeit, ihren Glauben an das Gute, an Wahrheit und Gerechtigkeit. Sie sehen keinen Ausweg aus ihrer schweren Lage und Rechtlosigkeit, was ihnen bleibt ist nur ein dumpfer, unausgesprochener Protest gegen eine Gesellschaft, die sie zu Armut und Leiden verurteilt hat.

So stellt Elin Pelin seine Bauern dar, weil er sie so in der Wirklichkeit an der Wende vom neunzehnten zum zwanzigsten Jahrhundert gesehen hat, und er hat sie mit erschütternder Klarheit und Präzision gestaltet, jeder einzelne Charakterzug ist konkret. Andreschko und Vater Matthäjko, Bone Krainenez und Monka, Lepo und Blagolash, Dabak und Vater Jordan sind allen Bulgaren vertraute Gestalten geworden. Schön und poetisch, ein inneres Licht ausstrahlend, sind seine bäuerlichen Mädchen und Frauen—Christina in „Die Windmühle“, Milena in „An der Mühle“, Voika in „Lepo“, Kalina, das Weizenährchen, in „Die Fee“, Iglika in der gleichnamigen Erzählung. In den Erzählungen Elin Pelins triumphieren die reine Liebe, das Ideal der Menschlichkeit, die sittlichen Werte werden hochgehalten, denn immer droht das Unkraut, das Gute zu ersticken. Elin

Pelin kennt die dunklen Leidenschaften der Menschen, Eifersucht, Rachedurst, Neid, Bosheit, Habsucht – und schildert sie.

Die Sprache Elin Pelins ist reich nuanciert, bildhaft, dynamisch. Er scheint einfach und ungezwungen zu erzählen, aber er ist ein Meister in der Handhabung emotionaler Effekte, die er durch das Unausgesagte, zwischen den Zeilen zu Lesende erzielt. Die starke Wirkung seiner Prosa beruht vor allem auf der Klarheit und Einfachheit seiner Stilmittel, der Bildhaftigkeit und Suggestionskraft seiner Sprache.

Elin Pelin ist ein fesselnder Erzähler mit tiefem Verständnis für die Menschen, die er schildert und denen sein Herz gehört. Er hat die Entwicklung der bulgarischen Literatur vorangetrieben, indem er neue Themen und Probleme aufgriff, neue Charaktere gestaltete, die eine neue psychische Atmosphäre mit sich brachten. Gleichzeitig aber setzte er die alten demokratischen und realistischen Traditionen der bulgarischen Prosa fort.

So hat er ein Werk von unvergänglichem künstlerischem Wert geschaffen, das den kulturellen Besitz der Menschheit bereichert, und dank seiner Empfindlichkeit für die neue Problematik seiner Zeit, für die neuen Konflikte und Gefühle in den großen Strom der literarisch-ästhetischen Prozesse unseres Jahrhunderts mündet.

GEORGI M. GRIGOROV

DIE WINDMÜHLE

Die schöne Aussicht, die unser Dorf von allen vier Seiten bietet, wird nicht einmal durch das große Skelett von Lasarovs nicht fertiggebauter und aufgegebenen Windmühle verdorben. Seit zehn Jahren ragt sie auf der kahlen Anhöhe oberhalb des Dorfes auf wie ein zähnefletschendes Ungeheuer. . . Die Leute glauben, daß böse Geister dort ihr Wesen treiben, die verzweifelt an den zum Teufelskreuz gespreizten zerbrochenen Flügeln rütteln.

Diese Ruine, deren Fundamente hüfthoch mit Unkraut bewachsen sind, wo scheue Ziesel, grüne Eidechsen und giftige Kreuzottern hausen, dieses von Sonne und Regen gebleichte Skelett mit unverputzten und lückenhaften Mauern, durch die Wind und Stürme pfeifen, ist, obwohl verödet und verlassen, doch die einzige Windmühle von der Sofioter bis zur unendlichen Plovdiver Ebene. Sie ist auch die einzige Erinnerung an das trockene Jahr, die die geschickte Hand Lasar Dabaks hinterlassen hat, der bekannt war für seine Späße und seine vielen Pläne und Ideen, die er mit Eifer begann und mit einem gütmutigen, selbstironischen Lächeln wieder aufgab.

Im Dorf und in der ganzen Gegend herrschte fürch-

terliche Trockenheit, die alles versengte, Brunnen und Quellen austrocknete und das Vieh verschmachten ließ.

Der lebenspendende murmelnde Dorfbach, der unter den großen Felsen oberhalb des Dorfes entsprang, wurde von Tag zu Tag merklich seichter. Es war, als ob ein dreiköpfiger Drache die kühlen klaren Wasserstrahlen trank, die begannen, ohnmächtig aus der Quelle zu sikkern und die der ausgedörrte Boden durstig auffing. Am Bachbett waren Schilf und Gras vergilbt und lagen flach am Boden, wie vom Hagel getroffen. Die sonst immer feuchten Ufer waren rissig geworden.

Und eines Tages war das Klappern der Wassermühlen, das fröhlich im Tal widerhallte, verstummt.

Traurig war den Bauern ums Herz und bekümmert waren sie. Dieses Verstummen der Wassermühlen, deren schwere, bis dahin ratternde Steine das trockene Getreide nicht mehr zu Mehl mahlen konnten, erschreckte sie.

Auch Lasar Dabaks Mühle, deren Ziegeldach freundlich zwischen dem Grün der vier dicht belaubten Nußbäume im Tal hervorlugte, verstummte. Öde und Schweigen herrschte ringsum und erfüllte das Herz des immer lustigen Dabak mit unfrohen Gedanken.

„Djado Kortschan“, sagte er zu seinem Nachbarn, dem Müller, „das ist ein übles Schweigen, unsere Mädchen sind stumm geworden, sie singen nicht mehr. Was sollen wir nun machen?“

Um seine Lippen spielte ein schwaches, eher spöttisches als schlaues Lächeln.

„He? Was sagst du Dabak?“ fragte der schwerhörige Djado Kortschan, der im bis zum Gürtel offenen Hemd unterm Nußbaum saß und an etwas schnitzte.

„Ich sage, daß mein Mädchen und deine Alte nicht mehr um die Wette singen, Weißkopf! Was sollen wir machen?“ rief Dabak laut.

„Geduld, nur Geduld, Dabak! Ärgere dich nicht, das macht nur alt“, antwortete Djado Kortschan.

Er war ein siebzigjähriger rüstiger Greis, mit grauem Haar und dem ausdrucksvollen, breiten, rotbäckigen Gesicht der Bergbauern, dessen Güte gewinnend war. Immer zum Scherzen aufgelegt, etwas schwerhörig und ein wenig hinkend. Mit seiner ewigen Pfeife im Mund und dem heiseren Pfeifen, das ständig aus seiner nackten Brust kam, war er nicht wie die anderen. Er wohnte in der Mühle, vor der er den ganzen Tag saß und etwas schnitzte, vor sich hinsang und seine rauchgeschwärzte Pfeife rauchte. Seine Frau war schon vor langer Zeit gestorben. Auch seine einzige Tochter, die in einem anderen Dorf verheiratet gewesen war, und ihr Mann waren gestorben. Dem Alten war nur seine schöne Enkelin Christina geblieben. Mit Dabak, der sich von ihm dadurch unterschied, daß er jung und unverheiratet war, verband Djado Kortschan eine seltsame Freundschaft, ruhig, unzertrennlich und unendlich fröhlich.

Dabak war ein blonder Hüne mit einem freundlichen Gesicht, dem die großen blauen Augen besondere Schönheit verliehen. Er schien nicht an Heirat zu denken. Wenn man auf dem Lande über dreißig Lenze hin-

ter sich hat, findet man so leicht keine Frau mehr. Früher hatte er es toll getrieben und sich einen beneidenswerten Ruf als unbändiger Kerl und unvergleichlicher Reigenführer erworben. Doch nachdem er zehn Jahre als Zimmermann durch die Walachei gezogen war, wo er sich auch etwas Geld erworben hatte, war er wieder zurückgekommen. Er hatte sich die Hörner abgelaufen und war ruhiger geworden, setzte die Mühle, sein einziges väterliches Erbe, wieder instand und brachte die meiste Zeit dort zu.

Dort hatte er sich auch mit seinem schwerhörigen Nachbarn Djado Kortschan angefreundet. Beide hatten geschickte Hände und sie saßen den ganzen Tag in der warmen Sonne zwischen den beiden Mühlen, setzten neue Felgen in die Räder ein und spaßten miteinander.

Der erfinderische Dabak hatte oft seltsame Pläne, die Djado Kortschan immer billigte, und er kam ihm mit seinen fleißigen Händen zu Hilfe. Sie machten sich eifrig an die Arbeit. Säge, Dachsbeil, Meißel und Axt kamen tagelang nicht zur Ruhe. Aber wenn die Arbeit bis zur Hälfte gediehen war, ließen sie sie liegen.

So begannen sie einmal, eine Walkmühle zu bauen. Dabak kaufte das Material und Kortschan krepelte die Ärmel auf und machte sich an die Arbeit. Eine ganze Woche hämmerten sie unermüdlich. Als bereits vier Balken zum Gerüst des Gebäudes zusammengefügt waren, trat der schwerhörige Müller ein paar Schritte zurück und meinte lächelnd:

„Warum verlieren wir unsere Zeit, Dabak? Walkmühlen gibt es mehr als genug.“

„Sei still, Djado Kortschan, daß dich der Teufel nicht hört!“

„Das da – wenn wir eine Krempelwerkstatt daraus machen, wird's zu was nutz sein, aber eine Walkmühle. . .“

„Hast recht, Djado Kortschan!“

Das unvollendete Gerüst der Walkmühle stand einen ganzen Monat Wind und Regen ausgesetzt, bis Dabak und Kortschan einen Plan für die Krempelwerkstatt ausgetüftelt hatten, aber auch daraus wurde nichts.

Jetzt, als der Bach austrocknete und ihre Mühlen verstummten, waren die beiden Nachbarn sehr besorgt.

„Es steht schlecht, Djado Kortschan, sehr schlecht!“

„Sehr schlecht, Dabak, sehr schlecht, und nach dem Gequake der Frösche zu schließen, wird die Dürre nicht so bald ein Ende nehmen. Und nach dem, wie's die Leute treiben, wird es auch nicht die letzte sein. Sie haben weder Respekt vor Gott noch Furcht vor dem Teufel. Unsere schönen Mühlen werden veröden, Dabak!“

„Dann bauen wir eben Windmühlen, Djado Kortschan!“ lachte Dabak.

Der alte Müller wurde nachdenklich.

Dieser Scherz brachte Dabak auf den Gedanken, eine Windmühle zu bauen, und ihr Plan begann in seinem Kopf zu sprießen.

„Das ist nicht unmöglich“, überlegte er. „Der windige Hügel oberhalb des Dorfes ist wie dafür geschaffen.“

Eine Windmühle würde da nicht nur wenn's eine Trockenzeit gibt, arbeiten.“

Und Dabak eröffnete das Kortschak. Der lachte.

„Junge“, sagte er, „haben dich die Walkmühle und die Krempelwerkstatt noch nicht Vernunft gelehrt?“

„Warum? Geht es nicht?“ Auf dem Hügel weht immer Wind, und er ist nah am Dorf. Das ganze Material, das wir für die Walkmühle und die Krempelwerkstatt angeschafft haben, können wir verwenden. Und fünf, sechs Balken werden wir noch brauchen. Wie man eine Windmühle baut, weiß ich. Nur Arbeit wird's kosten!

„Schön, die Arbeit von mir und den Wind von dir!“ spaßte Djado Kortschan.

Aber als Dabak ihm lang und breit seinen Plan und seine Berechnungen auseinandersetzte, war der Alte einverstanden und Feuer und Flamme.

Und bald brachten einige Wagen das Baumaterial auf den hohen windigen Hügel oberhalb des Dorfes. Am nächsten Morgen ragte dort ein hoher Pfahl mit einem Kreuz und einem Kranz an der Spitze auf, und die beiden Müller mauerten rundherum die festen steinernen Fundamente des prächtigen Bauwerks.

„Eine Walkmühle und eine Krempelwerkstatt waren ihnen nicht genug, jetzt müssen sie auch noch eine Windmühle bauen!“ spotteten die Bauern, als sie dieses windige Unternehmen Dabaks betrachteten, und kamen neugierig in Scharen auf den Hügel.

„Die haben auch für zwei Mühlen Wind genug im Kopf“, witzelten andere.

Aber die beiden machten sich nichts daraus. Der Bau wuchs von Tag zu Tag, und nach zwei Wochen ragte das Holzgerüst hoch auf.

Dabak und Kortschan arbeiteten trotz der allgemeinen Meinung, daß sie diese windige Sache bald aufgeben würden, unentwegt. Den ganzen Tag hörte man im Dorf die Schläge ihrer scharfen Äxte und den hellen Klang der Dachsbeile.

Ganz vom Gedanken dieses großen Werks besessen, scheuten sie die Mühe nicht, noch spürten sie Müdigkeit und machten eine Pause. In Hemdsärmeln, von morgens bis abends legten sie an diesen langen Sommertagen, in der sengenden Sonne, die ihnen den Schweiß auf den Gesichtern trocknete, ihr Werkzeug nicht einen Augenblick aus der Hand. In ihre Arbeit vertieft, wechselten sie kaum ein Wort. Nur Kortschan sagte zuweilen:

„Dabak, ich glaube, daß auch diese Arbeit umsonst sein wird, sobald wir fertig sind, wird es regnen. Dann werden unsere Mädchen wieder singen und wir werden dieses Euennest liegen lassen.“

„Hämmere, hämmere, Kortschan! Machen wir's fertig, geschehe was will!“, sagte Dabak und warf dem Alten einen zuversichtlichen Blick zu.

„Ach, ich alter Esel, warum lasse ich mich von deinem kindlichen Verstand leiten“, antwortete der Schwerhörige und trällerte im Takt.

„Wa-rum laß ich mich al-ter E-sel
von dei-nem kind-li-chen Ver-stande lei-ten!“

Aber manchmal, wenn er Dabaks sonnenverbranntes Gesicht heimlich betrachtete, sagte er gütig zu ihm:

„Dabak, Junge, du solltest heiraten, Windmühlen verschleißén die Jugend!“

Dann sah ihn Dabak mit seinen großen blauen Augen an und lachte von Herzen.

Die Windmühle bekam von Tag zu Tag mehr ihre schlanke hohe Form. Vom Dorf sah man, wie die beiden Meister das hohe noch ungedeckte Dach hinauf- und wieder hinabkletterten.

Eines Tages berichtete Dabak, daß Djado Kortschan von den Mühlenflügeln weit hinter dem Vitoscha-gebirge ein weißes Wölkchen gesehen hätte. Diese frohe Kunde verbreitete sich wie ein Lauffeuer durch ganze Dorf, von den Schenken zu den Häusern und von dort zu den müden Bauern auf den Feldern. Sie ließen augenblicklich ihre Arbeit liegen und liefen ins Dorf, um das so lang erwartete Ereignis zu begrüßen. Das Ende der schrecklichen Trockenheit, die alles versengt hatte, nahte. Die Kirchenglocke läutete wie an einem Feiertag. Kecke Mädchen begannen Horo zu tanzen und ihr munteres Lied schallte in den Straßen des Dorfes:

„Ein Falter flog, flog
von den Pflügern zu den Hackern –
Gott, gib Regen!“

Alles lachte und schrie durcheinander, überall herrschte großer Jubel. Für die schwergeprüften Bauern war's ein Fest. Mit Pauken und Dudelsäcken führten die

Mädchen den Reigen bis zum Hügel, auf dem die Windmühle stand, von wo die frohe Nachricht gekommen war, und tanzten einen wilden Horo auf dem dürrn Gras. Die Männer kamen mit weingefüllten Holzflaschen wie zu einer Hochzeit. Alle Blicke waren nach Westen gerichtet. Dort segelte ein kleines weißes Wölkchen vom Vitoschagebirge heran und bald tauchten, eines nach dem anderen, weitere kleinere, zerstreute Wölkchen auf. Zu ihnen strebte, vom Balkangebirge kommend, ein anderes Wölkchen, und wie das erste hatte es kleine, zerrissene Wölkchen im Gefolge, die sich bald zerstreuten und verschwanden, bald zusammenballten und große adlerschwarze Wolken bildeten. Und in der blauen Ferne zeigten sich wie kleine Rauchfahnen andere, sie wuchsen, vermehrten sich, und kamen rasch näher.

„Der Regen kommt, der Regen kommt!“ schallten frohe Rufe und die Gesichter der Bauern strahlten vor Freude, der Kummer wich aus ihren Herzen.

Dabak und Kortschan arbeiteten gelassen weiter auf dem Dach.

Christina, die flinke, achtzehnjährige Enkelin Djado Kortschans, kletterte die hohe Treppe hinauf bis zur Spitze unterhalb der Mühlenflügel und rief singend und wie ein verwöhntes Kind:

„Schau, Großvater, wo ich bin!“

„Komm herunter, du Wildfang, du brichst dir den Hals!“ schalt er.

„Ich halte mich gut fest!“ rief Christina übermütig

und richtete sich auf der höchsten Spitze auf. Dann reckte sie wie eine Turteltaube das weiße Hälschen, sah vom Giebel hinunter und klatschte in die Hände.

„Wie ho-o-och es hier ist!“

„Mädelchen, mach keine Dummheiten, sonst fällst du herunter!“ rief Lasar dem übermütigen Mädchen zu, dessen Bewegungen er finster mit den Blicken verfolgte.

Sie drehte sich um und streckte ihm lustig die Zunge heraus. Dann nahm sie ihm das Dachsbeil aus der Hand und hämmerte auf den Balken.

„Mädchen, laß das!“ sagte Dabak.

„Warum? Ich kann auch eine Windmühle bauen, wie ihr!“ Dann rief es seinem schwerhörigen Großvater zu:

„He, Djado, ich bin ein genau so guter Meister wie du!“

„Ha, Dabak ist ein besserer Meister!“ rief jemand neckend von unten.

„Kindchen, gib mir mein Dachsbeil, halte mich nicht auf!“ sagte Dabak, als wäre er böse.

Diese Neckerei gefiel ihm.

Christina streckte ihm wieder die Zunge heraus. Ihre klaren blauen Augen schauten ihn längere Zeit an. Ihr helles ovales, schönes Gesicht strahlte, so daß es dem alten Junggesellen ganz warm ums Herz wurde.

„Ich sag's deinem Großvater!“, drohte er und lachte.

„Sag's ihm doch!“ sie streckte ihm wieder die Zunge heraus und hackte und hämmerte weiter auf den Balken.

Dabak rief dem schwerhörigen Alten, der wieder eifrig in seine Arbeit vertieft war, lachend zu:

„He, Alter, frag deine Enkelin, was sie hier sucht?“

„Was sie sucht, wird sie auch finden.“

Die Mädchen und Burschen, die ihnen von unten zusahen, lachten. Jemand rief hänselnd:

„Dabak, laß das Mädchen in Ruh!“

Christina tat, als ob sie das Dachsbeil hinunterwerfen wollte und lachte.

Der von unten rief wieder:

„Für dich ist's ein Spaß, aber Dabak meint es ernst.“

Alle brachen in Gelächter aus. Dabak wurde verlegen, aber er betrachtete die hohe schlanke Figur des Mädchens, seine geschmeidigen Arme, seine breiten, geraden Schultern und seinen weißen, sich leicht hebenden und senkenden Brustlatz mit anderen Augen.

„Was für ein wildes Ding“, dachte er.

Die zerstreuten Wölkchen wurden allmählich größer und bedeckten den Horizont. Um die Mühle wand sich ein lustiger Horo. Christina huschte flink wie eine Katze die Treppe hinunter, ohne Dabak das Dachsbeil zurückzugeben.

„He, Mädchen, halte mich nicht zum besten! Gib mir das Beil!“

„Hol's dir doch!“ rief sie von unten und reihte sich in den Horo ein.

Dabak stieg hinab, blieb eine Weile stehen und sah zu. Christina tanzte ausgelassen, wie zum Spaß und sah

den jungen Müller spöttisch an. Plötzlich ließ sie ihre Partner los, lief etwas zur Seite, stemmte die linke Hand in die Hüfte, schwenkte in der rechten ein Tüchlein, blieb vor dem Dudelsackpfeifer stehen und sagte befehlend:

„Ratscheniza!“

Der Dudelsackpfeifer begann im Nu eine Ratscheniza zu spielen. Christina senkte das Köpfchen anmutig, ihr ganzer Körper erbehte, sie schwenkte das Tüchlein hoch über dem Kopf, machte einen leichten Schritt vor, einen zurück und fing an zu tanzen, als wäre sie eins mit den Schwingungen der wunderbaren Klänge.

Die Menschen drängten sich, um zuzuschauen.

Das Spiel war meisterhaft. Die Finger des Pfeifers brachten muntere und lustige Töne hervor, sie schwan-gen und hoben und senkten sich so wild, daß einem so-gar die Kleider am Leib hüpften und das Herz schlug, als wollte es wie ein abgerissenes Blatt im Sturmwind des tollen Spiels in der Luft herumwirbeln.

Und Dabak, diesen einst berühmten Tänzer hielt es nicht länger. Atemlos, mit klopfendem Herzen, selbstver-gessen, sprang er zu Christina und begann stumm, lei-chenblaß zu tanzen.

Ein Schrei der Begeisterung erhob sich aus hundert Kehlen, Hunderte Augen verfolgten die beiden Tanzen-den. Djado Kortschan stieg vom Dach der Mühle herab, um besser sehen zu können und seine Augen leuchteten vor Vergnügen.

Dabak schien die Erde kaum zu berühren. Mit ge-

senktem Kopf, ohne um sich zu blicken, tanzte er wie ein Wirbelwind und machte unnachahmliche Schritte.

Aber nach einer kleinen Weile blieb er stehen, als wäre ihm plötzlich etwas eingefallen.

Christina trat vor ihn hin und sagte:

„Ich werde dich im Wetttanzen besiegen!“

„Oho, da irrst du dich!“ rief einer der Zuschauer.

„Ich werde länger tanzen!“

„Möglich“, sagte Dabak, überzeugt, daß sie es nicht konnte.

„Ich werde dich besiegen“, sagte Christina und stampfte mit dem Fuß auf. Sie war eine bekant gute Tänzerin und selbstsicher, wußte aber nicht, wie ausdauernd Dabak war.

„Ich werde dich besiegen“, wiederholte sie stolz und herausfordernd.

„Nein, das kannst du nicht“, erwiderte Dabak mit einem Blick, der zeigte, daß er sie für naiv hielt.

„Doch, doch, ich kann's!“

„Selbstverständlich kannst du es nicht!“

„Nicht? Gut! Wollen wir wetten? Ja?“

Dabak lachte.

„Wollen wir wetten?“ wiederholte Christina.

„Gut, wetten wir!“ sagte Dabak entschlossen und zog aus seinem Beutel eine rote Seidenschnur, auf der mehrere Goldmünzen aufgefädelt waren.

„Wenn du mich besiegst, gehören sie dir!“

„Du wirst Wort halten?“ rief Christina erregt und ernst.

„Das ist eine Wette, ich halte mein Wort! Und was setztst du ein?“

„Ha, was nun?“ rief einer aus der Menge.

Alle lachten.

Djado Kortschan strahlte vor Freude.

„Wollen mal sehen, was geschehen wird!“ sagte er und sich an Dabak wendend:

„Dabak, meine Enkelin wird dich übers Ohr hauen!“

„So? Was setzt du dagegen?“ fragte Dabak beharrlich.

Alle erwarteten, daß die schlaue Christina nur Spaß machte und aufgeben würde, aber sie stand stolz aufgerichtet da und ihre Augen blickten entschlossen. Sie wurde zuerst blaß und dann blutrot im Gesicht. Sie senkte den Kopf verlegen und biß sich auf die Lippen. Und indem sie Dabak, der sie beharrlich ansah, in die Augen blickte, sagte sie fest:

„Wenn du mich im Tanzen besiegst, komm ich zu dir!“

Dabaks Blick flammte ihr entgegen.

„Gut“, sagte er lächelnd. „Wirst du dein Wort halten?“

„Schlag mich tot, wenn ich lüge!“ antwortete Christina.

Beider Augen blitzten. Die Menge lachte froh und laut.

Djado Kortschans Gesicht strahlte. Er hätte seine wilde Enkelin streicheln mögen.

Der Dudelsack gellte.

Die Menge hielt den Atem an.

Tänzer und Tänzerin traten einander gegenüber und begannen zu gleicher Zeit.

Dabak machte schnell einige Schritte auf Christina zu. Sie lief trippelnd an ihm vorbei. Beide musterten sich von Kopf bis zu Fuß, als wollte der eine dem anderen seine Überlegenheit zeigen, und begannen einander gegenüber zu tanzen. Christina schwenkte das Tüchlein, bog ihren weißen Hals wie ein Schwan und wirbelte leichtfüßig im Takt mit der lustigen Musik. Ihr Gesicht rötete sich, ihre Lider waren halbgeschlossen, ihre runden Brüste hoben und senkten sich.

Dabak tanzte ganz selbstvergessen. Die Hände nachlässig auf dem Rücken verschränkt, sprang er wie ein Hirsch, tanzte gegenüber seiner Gegnerin mit wunderbaren Bewegungen, machte ganz kleine Schritte, als wäre er auf einem Fleck festgenagelt. Dann machte er, den Schweiß, der von seinem Gesicht herabströmte, abschüttelnd eine Bewegung, als wollte er zurückspringen. Christina, die jeden seiner Schritte belauerte, flog leicht auf den Zehenspitzen auf ihn zu, aber er sprang vorwärts und sie war ihm unfreiwillig so nahe, daß sie seinen Atem und die Wärme seines geröteten männlichen Gesichts spürte. Er entfernte sich allmählich und zog sie unmerklich mit, als sei es im Scherz. Überlegenheit, männliche Überlegenheit sprach aus allen seinen Bewegungen und Christina beugte sich unwillkürlich seiner Kraft. Wie

im Traum versuchte sie, ihn zu besiegen, aber nach einstündigem Kampf gab sie erschöpft und atemlos auf.

„Ich kann nicht mehr. . . Du hast gewonnen!“

Vor unerträglicher Scham war sie dem Weinen nahe. '

„Du hast gewonnen, ich gebe es zu“, wiederholte sie wie zu sich selbst.

Der Dudelsackpfeifer brach das Spiel ab.

Dabak machte einen letzten Sprung und hörte auch ermattet und atemlos auf.

Die Menge lachte fröhlich. Hunderte atmeten auf, Hunderte vom angespannten Zuschauen verkniffene Augen öffneten sich weit. Christinas Freundinnen fingen an sie zu necken. Djado Kortschan lächelte.

Dabak wischte sich den Schweiß aus dem Gesicht.

„Du hast mich besiegt, ich gebe es zu“, sagte seine Gegnerin beschämt und bedeckte das Gesicht mit den Händen.

Die Menge begann wieder lustig zu lärmern.

„Die Wette, die Wette muß eingelöst werden!“ hänselten einige Christina.

Sie hob den Kopf und sagte, während ihr die Tränen nahe waren:

„Na und? Ich halte mein Wort!“

Der Lärm verstummte bei diesen kecken Worten.

„Ja, ich halte mein Wort!“ wiederholte sie fest und sah Lasar Dabak an.

„Wirklich?“ er wollte es noch einal hören.

„Wirklich!“ sagte sie fest.

Dabak trat auf sie zu und band ihr vor aller Augen die Schnur mit den Goldmünzen um den Hals.

„Dann will ich dich in mein Haus führen!“

„Gut!“ sagte sie und ergriff seine Hand.

Lasar führte sie lächelnd hinunter ins Dorf.

Die Menge folgte fröhlich lärmend.

„He, Dabak, und die Windmühle?“ rief Djado Kortschan ihnen nach.

„Ich habe mir eine andere gefunden!“ antwortete Dabak fröhlich.

Der schwerhörige Alte lachte so herzlich, daß ihm die Pfeife aus dem Mund fiel.

IM JENSEITS

Als sich im Dorf die Nachricht verbreitete, daß Vater Matthäiko gestorben sei, glaubte keiner daran, weil er gern Scherze trieb und da ihm früher so etwas noch nie zugestoßen war. Doch als Mutter Jova von seiner letzten Stunde erzählte, überzeugten sich alle davon, daß er sich dieses Mal keinen Scherz geleistet hatte. Er kam zurück, lud das geholte Holz von der kleinen Eselin ab, band sie an, warf ihr Heu hin, trat ins Haus, setzte sich an den Herd, zündete sich die Pfeife an, spürte plötzlich einen schneidenden Schmerz mitten im Körper, legte sich hin, stöhnte und. . .

Die Nachbarn liefen zusammen, auch Mutter Jova ging hin, denn der Arme lebte mutterseelenallein, hatte nur seine kleine sanfte Eselin, grau wie ein Täubchen, gehorsam und verständig wie eine Nonne. Mutter Jova lief hin, doch wie sollte sie die Seele zurückhalten, die sich nun einmal nicht halten läßt?

„Ich sagte ihm nur, er solle sich bekreuzigen“, erzählte sie, „und er gab sich wohl auch alle Mühe, konnte aber keinen Finger rühren. Da brachte jemand dem Kranken ein Fläschchen Schnaps. Er nahm es, lächelte,

seine Augen strahlten sogar, und. . . tat den letzten Atemzug.“

Beim letzten Atemzug lächelte er. Ob deswegen, weil seine Seele dabei ins Paradies einzog, oder weil er den Schnaps sah, kann niemand sagen.

Als der arme Vater Matthäjko zum Jenseits aufbrach, blieb er zuerst an einem Kreuzweg stehen. Dort fand er viele ebensolche Wanderer, wie er einer war.

„Glück auf den Weg!“ begrüßte er sie und fragte ohne lange zu überlegen: „He, Gevattern, wo geht es hier zur Hölle?“

Alle blickten ihn erstaunt an.

„Zur Hölle, welcher Weg führt zur Hölle?“ erklärte Vater Matthäjko laut seine Frage.

Sie zeigten ihm den Weg und er schlug ihn auch gleich ein.

„Mich stecken sie bestimmt in die Hölle“, dachte er. „Da will ich wenigstens rechtzeitig hinkommen. Ich gehöre nicht ins Paradies, ich armer Mann... Das Paradies ist für die hohen Tiere und für die Reichen. Wer wird mich schon in diesen Lumpen, mit diesen schwieligen Händen einlassen? Achtzig Jahre habe ich mich geplagt und gelitten wie ein Hund. Und da sollte ich es jetzt gut haben? Gewiß, ich bemühte mich, nach Gottes Gebot zu leben, aber wer fragt schon danach! Gott wird sich doch nicht hinsetzen und über solche wie mich Buch führen? Uns haben sie ins Buch des Teufels eingeschrieben, schon als wir geboren wurden. . . Auch wenn ich immer recht getan habe, so habe ich doch früher mindestens einmal

gesündigt, wenn ich betrunken war. Ja, ich habe getrunken? Aus Not und Kummer zwar, aber getrunken habe ich doch! Es wird ja sowieso nicht besser, dachte ich mir. Also trink!... Trink, mag dann daraus werden, was will!... Wie man sich bettet, so liegt man. Und darum muß ich in die Hölle. Und nun will ich auch dort hin!

So ging Vater Matthäjko, in Gedanken versunken, weiter. Plötzlich zupfte ihn jemand ganz unerwartet hinten am Schafpelz.

„Bleib stehen, Mann, wo willst du hin?“

„Na, dort hin, in die Hölle!“ an wortete der Alte.

„In die Hölle? Du hast den Weg verfehlt, Vater!“

„Nein, nein, ich bin schon auf dem richtigen Weg, ich weiß, wo jeder hingehört, auch wenn ich nur ein einfacher Mann bin!“

„Du bist aber im Buch für das Paradies eingetragen! Schau, ich bin ein Engel, mich hat man hergeschickt, um dich dorthin zu führen.“

„Geh deines Weges, Junge, treibe keinen Spott mit alten Leuten, denn das ist eine Schande...“

Als der Engel sah, daß er gutwillig nichts erreichen konnte, nahm er den Alten fest in die Arme und flog mit ihm in den lichten Himmelsraum empor, wo es nach wundervollem Weihrauch aus Smyrna duftete, wo helle Engel mit Basilikumbüscheln in den Händen in dichten Scharen umherflogen und, fast entrückt, „Heiliger, heiliger, heiliger Herrgott Zebaoth!“ sangen.

„Wo trägst du mich denn hin, Junge? Deine Herren werden dich schelten... Spürst du denn nicht, daß ich

nach Schnaps rieche?“ schrie Vater Matthäjko und zerrte, um zu entfliehen, doch der Engel flog nur noch schneller und trug ihn in lichtere Himmelsweiten, bis sie das Himmelstor erreichten. Es war aus Gold, mit Edelsteinen besetzt und leuchtete wie die klare Sonne. Davor wartete Petrus mit einem silbernen Schlüssel in der Hand und einem großen Folianten unter dem Arm.

„Aus welchem Dorf bist dü?“ wandte er sich an Vater Matthäjko und blätterte in dem großen Buch. Vater Matthäjko wußte weder ein noch aus. Erst murmelte er etwas, dann öffnete er endlich den Mund:

„Ja, aus Poduëne bin ich. . .“

„Aus Po. . .?“

„Aus Poduëne“, rief Vater Matthäjko laut, denn er dachte, daß Petrus schwerhörig ist.

„Po. . . Po. . . Po. . .“ blätterte Petrus im Folianten. „Poduëne! Gut! Ein Gerechter!“

„Das kann nicht sein! Das ist ein Irrtum, Petrus!“

„Was für ein Irrtum? Das hier ist keine Schwarte, sondern ein Buchhaltungsfoliant, numeriert, verschnürt und versiegelt von Gottes Hand!“ wies ihn Petrus zu recht.

„Na schön! Daß ihr es aber dann nur nicht bereut!“ antwortete Vater Matthäjko.

„Warum?“

„Hör zu, Mann, ich habe viel getrunken und glaube nicht, daß ich zu den Gerechten gehöre.“

„Du hast viel getrunken, aber auch viel gelitten.

Und darum ist dir vergeben worden“, antwortete Petrus und öffnete ihm das Tor.

„He, Petrus! Meine Eselin hätte ich gern mitgenommen“, bat Vater Matthäjo, doch der Engel schob ihn ins Paradies. Vom Verwunderung ganz hingerissen, konnte Vater Matthäjo nicht zu Ende sprechen.

Als er ins Paradies eintrat, fiel ihm seine Alte ein, die lange vor ihm die sündigē Welt verlassen hatte.

„Wenn sie sogar mich eingelassen haben, der ich gesoffen und sie hin und wieder geprügelt habe, dann muß sie wohl einen Platz in der Mitte des Paradieses bekommen haben. Sie war sanfter als ein Lamm und vergab alles. . . Ach, was wäre wohl ohne sie aus mir geworden?“

Und da wandte er sich an ein Engelchen:

„He, Flatterkind! Ist hier eine Mutter Matthäjka, Trena heißt sie?“

„Aus welchem Dorf?“ fragte das Engelchen.

„Aus Poduēne. . .“

„Ja, sie ist hier“, sagte das Engelchen und führte den Alten durch das Paradies.

„O, wie schön, wie wunderbar!“ staunte Vater Matthäjo, als er die herrliche Pracht des Paradieses sah, die nur die Gerechten erblicken werden.

„Und der Pope Nikolaj, ist er hier?“ fragte er das Engelchen weiter aus.

„Wer?“

„Der Pope Nikolaj von der kleinen Kirche, der uns Geld auf Zins gegeben hat. . . Ich würde mich schämen,

wenn ich ihm begegne. Ich war ihm noch was schuldig, doch er starb und da starb auch meine Schuld.“

„Der Pope Nikolaj schmort im Pechkessel, Vater.“

„Was du nicht sagst!“

„Ehrenwort!“

„Aber er war doch, bei Gott, Pope, Geistlicher!“

„Das ist ganz gleich. . . Hier wird mit keinem viel Federlesens gemacht — jedem nach seinen Taten! Er war Pope, hat aber gesündigt. Der Bischof, obwohl er Bischof war, steckt auch in der Hölle.“

„Was du nicht sagst!“

„Auch er wurde bestraft, Vater. . . Er war Bischof, das ist wahr, doch er brüstete sich mit seiner Würde, nur die hohen Tiere waren für ihn Menschen, den Armen schenkte er nicht einmal einen Blick. Sie ekelten ihn an. Wenn er ihnen ein Almosen gab, gab er es ihnen mit Verachtung und wollte sie so schnell wie möglich los werden. . . Er kleidete sich prächtig, aß jeden Tag mehr als genug, predigte aber den Menschen Enthaltbarkeit. . . Ist das keine Sünde?“

Vater Matthäjko rieb sich die Stirn und sagte:

„Was weiß ich, ob es Sünde ist oder nicht? Wir sind einfache Leute, verstehen nichts davon. Laß das nur und führe mich jetzt in die Schenke, ich will ein Schnäpschen trinken, denn meine Kehle brennt wie glühende Kohle.“

„Aber, Vater! Hier gibt es keine Schenken!“, sagte das Engelchen.

„Was, es gibt keine?“

„Nein, es gibt keine!“

„Ja, was denn? Bei so viel Schönheit keine Schenken? Wo soll man sich denn dann zur Rast hinsetzen, ein Gläschen Schnaps trinken und sich stärken? Schau mich an, ich komme weit her, von der Erde, und bin müde. . . Dort sagte uns der Pope, daß es im Paradies alles gibt, was das Herz begehrt, dabei. . . Da wäre ich doch lieber in die Hölle gegangen. Gibt es dort Schenken?“

„Dort gibt es Schenken.“

„Dann führe mich dort hin, ich bitte dich! Was nützt mir hier das schöne Leben, wenn es keinen Tropfen Schnaps gibt! In der Hölle ist es schlimm, das ist wahr, ich bin aber daran gewöhnt, werde leiden, doch wenn ein gutes Stündchen kommt, trinke ich einen Schluck und dann wird mir wieder leichter ums Herz.“

„Das geht nicht, Vater!“

„Ach!“ seufzte der Alte. „Das ist ja wie in einem Gefängnis! Wenn man nicht gehen kann, wohin man will!“

„Du gewöhnst dich schon daran, Vater!“ sagte das Engelchen, um ihn zu trösten.

„Ach, ich habe immer noch was dazu zu lernen!“ seufzte wieder Vater Matthäiko und versuchte es mit Schlaueit.

„Hör mal, Junge!“, sagte er zum Engelchen. „Es wäre gut, wenn ihr hier auch eine Schenke aufmachen könntet. Und wenn ich den lieben Gott treffe, sage ich es ihm offen ins Gesicht, daß es gut wäre. . . Zu allererst wüßte ja der Steuereinnehmer nicht, wo er absteigen soll. Alles andere wäre nicht weiter wichtig.“

„Hier gibt es keine Steuereinnehmer, Vater.“

„Ach, es gibt keine?“

„Nein, gar keine!“

„Ach, heilige Muttergottes, ich werde es hier wirklich gut haben!“ rief Vater Matthäjko erfreut, bekreuzigte sich und fügte hinzu:

„Na, das gefällt mir am besten bei euch!“

Und er brach auf, um seine Alte schneller zu finden.

AN DER MÜHLE

Der alte Müller, Vater Ugrin, untersuchte nochmals sehr gründlich die morsche, von Wasserlinsen überzogene Mühlenrinne, die zerfallenen Stützen darunter und hinkte an der Krücke gerade noch zur Tür, wo er sich entkräftet hinsetzte, um auszuruhen. Heftige Schmerzen durchzuckten nach diesem kurzen Gang sein gebrochenes Bein. Der Greis stöhnte dumpf, nahm die Mütze ab und lehnte sich an die Wand zurück.

„Och, ein Krüppel werde ich noch. . . und das auf meine alten Tage!“

Die Sonne stand hinter den blauen fernen Bergen im Westen. Der letzte blutrote Schimmer verblaßte, zerfloß und ging nach und nach in der tiefen, azurblauen, endlosen Abenddämmerung auf. Ein glühender Sommertag erlosch, leichte Abendkühle wehte über die Erde. Irgendwo aus dem fernen Feld stieg traurig der letzte Nachhall eines schwermütigen Ernteliedes in den Himmel und erstarb. Die Abenddämmerung wurde langsam, unmerklich dunkler. Am Himmel erschienen einer nach dem anderen zitternde hellle kleine Sterne. Im nahen Fluß quakten Frösche. Der metallene Klang ihres gemeinsamen Gesanges drang beruhigend und verträumt durch

die wundervolle Abendstille. Auf dem Weg ins Dorf oberhalb der Mühle verschallte das laute Lachen und Stimmengewirr zurückkehrender Schnitter. Auf dem gewundenen kleinen Pfad am Fluß tönte gleichmäßig ein Glöckchen.

Das Geräusch der Mühle schwoll scheinbar an.

Vater Ugrin schlug mehrmals mit dem Stahl gegen den Feuerstein, zündete sich die Pfeife an, bemühte sich, aufzustehen, doch das kranke Bein wollte einfach nicht.

„Milena. . . Milena. . . wo steckst du?“ rief er fast beunruhigt und starrte in die Dunkelheit.

„Hier bin ich!“ antwortete eine helle Frauenstimme aus dem kleinen Gärtchen hinter der Mühle. „Hier bin ich, hier!“

„Los, komm herein, es ist schon spät!“ rief der Alte fast zurechtweisend.

„Laß mich begießen. . . Die Hitze hat alles ausgedörrt!“ erwiderte Milena.

Der gleichmäßige Klang des Glöckchens kam langsam immer näher und verstummte auf dem Weg neben dem Garten. In der Dunkelheit blinkte eine Zigarette. Milena richtete sich auf und blickte scheu hinüber.

Am Flechtzaun, im dunklen Schatten der Sträucher, stand eine Gestalt. Neben ihr ein beladener Esel, der in aller Ruhe an den Disteln knabberte.

„Guten Abend, Milena!“ erklang leise und irgendwie unsicher die Stimme eines jungen Mannes aus dem Dunkel.

Leichte Schauer überliefen Milena. Barfuß, mit

hochgekrempelten Ärmeln und einem kleinen weißen Kopftuch, das ihr üppiges blondes Haar zusammenhielt, stand sie wie eine Fee mitten im Garten.

„Gott mit dir, Svilen!“ entgegnete sie verwirrt und wollte davonlaufen.

„Du begießt sehr spät“, sagte Svilen.

Milena blieb stehen.

„Mein Gott, mein Gott!“ dachte sie und antwortete nicht.

„Was treibst du, wie geht es dir? Wir haben uns lange nicht gesehen“, fuhr Svilen mutiger fort.

„Na, du weißt ja wie es jetzt hergeht, in der Zeit der vielen Arbeit“ erwiderte Milena verlegen.

„Seit du geheiratet hast, läßt du dich wohl nicht mehr oft blicken?“

„Wozu auch?“

„Nun, wozu!... Wer weiß... zu Hause gefällt es dir wohl besser... bei Stojan!“ sagte Svilen spöttisch.

Milena brach von der nächsten Weide einen kleinen Zweig und riß schweigend, mit gesenktem Kopf, die Blätter ab.

„Man gewöhnt sich!... Das Menschenherz verändert sich“, sprach Svilen.

Er hatte sich an den Zaun gelehnt und rauchte. Neben ihm stand sanft und still sein Esel.

Milena riß immer noch so aufgeregt die Blätter vom Zweig und konnte nicht antworten. Sie spürte, wie sehr Svilens Worte sie verletzten, und wollte ihm sagen, wie unrecht er dachte. Ihr Herz schlug stark, etwas Furchtba-

res kämpfte in ihrer Brust, erstickte jedes Wort. Tränen füllten ihre Augen, drohten, sogleich hervorzustürzen.

„Da hilft nichts — so ist die Welt! So ist sie — herzlos. . . Vielleicht ist es auch besser so“, fuhr Svilen langsam fort. „Liebe den, nimm jenen und lebe. . . Verkauf dich und lebe einfach dahin. . . Wenn es dir nur gut geht. . .“

„Svilen, was sprichst du da, wo du doch weißt, wer. . .“, sagte Milena dumpf.

„Ich höre dich nicht.“

„. . . Wo du weißt, wer schuld hat, daß. . . daß alles so gekommen ist, wirf mir doch nichts vor“, wiederholte sie mit der gleichen dumpfen Stimme.

„Ich höre dich nicht! Komm doch näher! Da schau einer an, wie scheu du bist!“

„Ich muß hinein, denn Vater ist krank. . . Heute habe ich meine Schwiegermutter allein gelassen und bin hierher, zu ihm gekommen“, sagte Milena und näherte sich verängstigt.

„Und werden sie dich nicht schelten?“

„Das ist mir gleich. . . Ihretwegen lasse ich meinen Vater nicht im Stich.“

Svilen schwieg.

„Und du, Svilen, wie geht es dir, wie lebst du?“ fragte Milena.

„Ich? Mir geht es gut. Ich lebe, arbeite und trinke. . . Der fröhliche, tolle Svilen, den du kennst, ist gestorben. Dieser Svilen, der jetzt vor dir steht, ist ein

anderer — mürrisch, böse, ein Trinker“, erwiderte Svilen und zog an der Zigarette.

Schwaches Licht erhellte sein rundes Gesicht, das blonde Haar, die blauen Augen, und er kam Milena ebenso hübsch vor wie vor zwei Jahren, als sie sich so wild geliebt hatten. Und seine Worte klangen ihr unwahr.

„Was bist du bloß für ein Mensch!“ drohte sie ihm mit dem Finger. „Du hast dich doch nicht verändert. Ich höre da was von dir und der Kunka Popova. . .“

„Dich habe ich ja noch immer nicht verschmerzt“, fügte er nach kurzem Schweigen hinzu. „Und mir scheint, daß ich dich nicht leicht vergessen werde, so wie du mich. . . Frauen seid ihr, nicht einmal für einen Groschen Beständigkeit habt ihr.“

Seine Stimme zitterte.

„Svilen, was redest du denn da? . . . Du weißt, wie sehr ich dich. . . um dich besorgt bin. . . wie sehr ich dich noch liebe.“

Dumpfes Schluchzen erstickte ihre Worte. . . Sie schlug die Hände vor das Gesicht.

Svilen griff über den Zaun und zog ihr eine Hand vom Gesicht weg.

„Pscht! Keine Tränen!“ sagte er sanft. „Keine Tränen. Du liebst mich noch, sagst du. Nur, Kummer. . . So eine dumme Liebe. . . verborgen, heimlich. Ach! . . . Dummes Zeug! . . . Nun, weine doch nicht! Wir sehen uns nach so langer Zeit einmal wieder, und da weinst du!“

„Svilen, Svilen! . . . Weißt du, wie schwer mir ist? . . . Du weißt es nicht!“ jammerte Milena. „Nichts, nichts weißt du!“

„Na, schweig schon! Schweig still!“

Svilen zog Milena näher heran und umfaßte mit seinem starken Arm fest ihre geschmeidige, schlanke Gestalt. Sie sank an seine Brust und wie an längst vergangenen Tagen vereinigten sich ihre Lippen zu einem Kuß, einem jetzt sündigen Kuß.

Die Weiden raunten einander leise, ruhig etwas zu. Die Mühle klapperte dumpf. Und am dunklen blauen Himmel flimmerten, zitterten unaufhörlich Stern an Stern.

Von der Mühle rief die kraftlose Stimme des Alten:

„Milena. . . Milena! Wo steckst du denn, Kind?“

Milena fuhr zusammen.

„Ich komme, ich komme!“ erwiderte sie laut. „Ach, Svilen, wie oft habe ich mir gedacht: ‚Mein Gott, warum treffe ich ihn nicht irgendwo, nur um ein wenig zu plaudern.‘“

„Wie? Nur um zu plaudern?“

„Was denn sonst? . . .“

„Na, dann sprich nur. . . laß mich was hören. . .“

„Ach, Svilen, was bist du nur für ein Mensch! Warum heiratest du nicht? Dann wäre es mir nicht so schwer, glaube ich, ich werde auch nicht mehr um dich bangen. . . Dann könnte ich mich auch an jene Leute gewöhnen. . . Wie ich sie jetzt hasse! So ist es nun einmal, wenn man sein Herz belügt!“ sagte Milena und strei-

chelte die Stirn des sanften Esels, der sie ruhig und zärtlich ansah.

„Marko, Marko! Hübsches graues Eselchen“, sprach sie, „verrate keinem was. . . Du einfältiges Tier, wie oft warst du unser Zeuge! Schweig nur, schweig still, kleiner grauer Marko!“

Svilen lachte.

Milena hatte alles um sich vergessen.

Wieder rief die kraftlose Stimme des Alten:

„Milena! . . . Kind! . . .“

„Ja, ich komme ja schon!“ erwiderte sie laut und fügte hinzu: „Warum ruft er mich jetzt? Soll er nur warten. . . Ach, Svilen! . . . Ich weiß nicht, ob du mich noch liebst, aber ich. . . Stojan ist ein guter Mensch, tut keiner Fliege was zuleide. Glaub mir, wenn ich ihn schläge, würde er weinen wie ein Kind und nichts, kein Wort sagen. . . ich hasse ihn aber trotzdem. . . vielleicht hasse ich ihn auch darum. . . Und du bist wild, böse, doch. . .“

„Wir hatten nicht das Glück, zusammen zu leben! So ist es nun einmal!“ seufzte Svilen.

„Du bist daran schuld, nur du, Svilen!“

„Die Armut ist daran schuld! Ich habe es dir doch damals gesagt. . . in einem fremden Haus lebe ich. . . Immer Knecht, immer nur Knecht – ein Sklave dieser Leute bin ich geworden. Und du hättest bei mir mehr gelitten, als ich. . . Warum sollte ich dir deine Jugend verleiden und dir das Leben vergiften. . . Ich dachte und dachte nach. . . lange habe ich nachgedacht und mich nicht entschlossen.“

„Du hattest mich nicht lieb genug, um dich zu entschließen.“

„Immer nur dasselbe Lied! . . Auch früher warfst du mir das vor.“

Der Alte rief wieder:

„Milena!“

Trockener Husten bellte von den Weiden herüber.

„Ich komme, ich komme!“

„Bleib noch!“ sagte Svilen.

„Laß mich los, Svilen, ich bitte dich! Es ist schon spät!“

„Nein, bleib noch! . .“

Svilen sprang über den Zaun.

Am Himmel flimmerten ruhig Stern an Stern. Die finsternen hohen Weidenschatten raunten sich leise zu, dumpf klapperte in einem fort die Mühle.

„Milena!“ schrie wieder der Alte. „Milena, wo steckst du?“ rief er mehrmals verärgert, erhielt aber lange Zeit keine Antwort.

Es verging eine ganze Weile, bis das kupferne Glöckchen wieder gleichmäßig auf dem Weg zum Dorf erklang. In der Stille ertönte plötzlich das leise Lied eines Mannes und drang irgendwie seltsam durch die Nacht:

„Ach, ihr jungen Jahre,
seid so rasch vergangen! . .“

Die Stimme schwang sich empor, erzitterte traurig, einsam und verstummte.

ALLERSEELEN

Ein nebliger feuchter Herbsttag erstickt jeden Laut in dem kleinen Dorf. Ohne Unterlaß rieselt feiner Regen herab und löst die letzten vergilbten Blätter von den schon kahlen Pappeln, die neben dem alten Kirchlein aufragen, trübselig wie Witwen. Der alte Friedhof mit dem verfallenen Zaun vor der Kirche füllt sich mit Frauen, die kummervoll und ernst zwischen den Gräbern umherwandern. Dieser Tag ist den Toten geweiht, und jeder trauert mit den anderen um die Verstorbenen. Die alten, schiefen, bemoosten Steinkreuze sind mit Strohblumensträußchen geschmückt. Über die namenlosen und unkrautüberwucherten Gräber sind bunte Tischtücher gebreitet mit Brot und Schüsseln mit gekochtem Weizen, vermischt mit Nüssen und Zucker darauf.

Der weißhaarige Pope Seraphim eilt mit seinem Räucherfaß von Grab zu Grab, liest Gebete, leiert die Namen der Toten herunter und schilt die Weiber ärgerlich. Hinter ihm gehen seine kleinen Zwillinge mit einem Sack, den Bai Todor, der Küster, eifrig mit Brotschnitten füllt.

Unter dem tief herabhängenden Schutzdach der Kirche haben sich die Schüler aufgestellt. Vor ihnen steht die

durchfrorene Lehrerin, eine lange magere Hopfenstange, und schreit die Wildfänge an.

Die Frauen teilen den gekochten Weizen mit vom Heiligen Grab bemalten Löffeln aus und fordern sie auf: „Da, nun sagt auch ‚Gott sei seiner Seele gnädig!‘“

Die Kinder schniefen, strecken die Hände aus und rufen dann durcheinander:

„Gott sei seiner Seele gnädig!“

An der Kirchenmauer, direkt hinter den Traufen, hocken auf ihren bloßen Füßen arme Waisenkinder in alten Kleidern, die ihnen zu groß sind, strecken die Hände aus und warten mit traurigen Augen auf eine milde Gabe. Neben ihnen steht scheu der verrückte Christo und zerrt ständig an den Zipfeln seines zerrissenen weiten Mantels, unter dem das blaugefrorene Fleisch hervorschaut.

Etwas weiter entfernt singt kläglich ein blinder Bettler.

Aus dem unverständlichen Lärm, der dieses traurige Bild, in der feuchten nebligen Luft, die der feine Duft von Wachs und Weihrauch erfüllt, hebt sich klar und eintönig die tiefe Stimme des Priesters ab.

Im Gewimmel der Frauen taucht auch der lange Stanko Poljaka auf, der wie die Weiber Weizen zum Andenken an seine verstorbene Ehefrau herumreicht. Auf seinem hageren bekümmerten Gesicht mit einem dünnen, herabhängenden Schnurrbart spiegelt sich die allgemeine ernste traurige Stimmung wider. Er geht von Gruppe zu

Gruppe, von Kind zu Kind und teilt Weizen aus zum Andenken an die selige Boshana. Da hat er in der Menge Divdena entdeckt, bei deren Hochzeit er Trauzeuge gewesen ist, drängt sich zwischen den Frauen hindurch und geht zu ihr.

„Nimm, Divdena, und sag ,Gott sei ihrer armen Seele gnädig!“ “

„Ooo, Stantscho, ich habe dich nicht bemerkt, sei's Unglück blind für dich! Was machst du, wie geht's dir? Was machen die Kinder? Warum hast du sie nicht mitgebracht, daß sie das Andenken ihrer Mutter, Gott hab sie selig, ehren?“

„Du weißt doch Divdena, wie sollen sie sich unter Menschen sehen lassen?“

„Gott sei der armen Boshana gnädig“, sagte Divdena mitfühlend, „sie hat nichts vom Leben gehabt! Und dich hat sie allein zurückgelassen wie einen Kuckuck zum Gespött der Leute und daß sich die Frauen vor dir fürchten, wie man so sagt. Und du Stantscho, du wirst um sie trauern, wirst es verschmerzen, dir eine andere nehmen und die Verstorbene, wie man so sagt, vergessen, als sei nichts gewesen. . . Aber die Kinder, die Kinder, die Ärmsten! Die werden nie wieder eine Mutter finden. Wie Kücken werden sie nach ihr piepen, Gott sei ihrer armen Seele gnädig und nehme sie auf ins Himmelreich zu seiner Rechten möge sie sitzen, daß es, wie man so sagt, ihr wenigstens dort gut geht!“

Und Gevatterin Divdena schüttelte den Kopf, hob

die Schnapsflasche, schüttelte sie an ihrem Ohr und tat einen tüchtigen Zug.

„Da, Stantscho, trink auch einen! Ach Gott, vor lauter Arbeit komme ich nicht dazu, nach deinen Kindern, den lieben Küchen, zu sehen, Sie tun mir leid, leid tun sie mir, aber so ist's. . .“

„Wenn Boshana am Leben wäre, wäre alles anders“, sagte Stantscho traurig und seine Augen füllten sich mit Tränen, „jetzt muß ich allein für sie sorgen.“

„Das ist Gottes Willen, Stantscho, da kann man nichts machen.“

Stantscho schniefte und schneuzte sich gerührt mit zwei Fingern.

„Da, Divdena, nimm noch einen Schluck! Leid und Not suchen die Menschen heim. Wozu werden wir geboren, doch nur um zu leiden – sind die Armen zu was anderem da?“

„Mach dir nichts draus, Stantscho, Gutes und Böses gehen Hand in Hand. Kommt das eine, so kommt auch das andere. Da, trink etwas! Gott sei den Toten gnädig, sage ich, und den Lebenden gebe er Gesundheit und langes Leben.“

Stantscho nahm die Schnapsflasche und tat wieder einen tiefen Zug.

„Gott sei der armen Seele gnädig!“

„Gott sei der armen Seele gnädig Stantscho, und das ist alles. Sorge und gräme dich nicht länger, aber schau, daß du eine findest, die dein Haus besorgt. Du weißt ja. So ist die Welt. Das ist menschlich! Den Toten – die

Erde sei ihnen leicht, aber mit den Lebenden lebe!“ Divdena war ins Reden gekommen.

„Gott sei den armen Seelen gnädig, und den Lebenden gebe er einen vollen Kropf!“ antwortete Stantscho, den der Schnaps und die tröstenden Worte Divdenas fröhlich gemacht hatten.

„Ich will dir was sagen, Divdena“, fuhr er fort, „auch ich habe schon daran gedacht. . .“

„Ja, ja, Stantscho — eine gute oder eine schlechte, aber such dir eine Frau“, antwortete Divdena.

Die Mutter der verstorbenen Boshana trat zu ihnen.

„Stantschoooo, armer Juuunge! Du Aäärmster, es schmerzt mich, wenn ich dich so sehe. Bist ja ganz verhärrt, Junge. Verkriechst dich vor den Menschen wie ein Tier. Geh unter die Leute, Junge! Boshana, Gott hab sie selig, so war's ihr bestimmt!“

Diese Worte stimmten Stantscho wieder wehmütig. Seine Augen, seine dunklen gramvollen Augen, füllten sich wieder mit Tränen und seine Wimpern wurden feucht.

„Ach, Mutter“, seufzte er, „besser wär's, ich läge da unten und nicht sie. . .“

„Freilich wär's besser, Junge, besser, aber — Gottes Wille! Kinder können besser ohne Vater leben als ohne Mutter. . .“ sagte die Schwiegermutter, um ihn zu trösten.

Stantscho nahm ein Taschentuch aus dem Gürtel und wischte sich die Nase und die Augen.

„Weine nicht Junge! Hör auf, um Boshana zu

trauern und such dir eine gute Hausfrau – so kann es nicht weitergehen.“

„Eine wie sie finde ich nicht wieder“, antwortete Stantscho und stärkte sich wieder aus der Flasche.

„Ich weiß, Junge, ich weiß, du bist einfältig und wirst schwer eine finden – die Frauen sind wählerisch. Aber wenn's um die Arbeit geht, arbeiten tust du wie ein junger Ochse. O je, Junge, was bist du schmutzig!“

Stantscho betrachtete die ausgefransten unsauberen Ärmel seines Hemdes und seufzte tief.

„Beklagt haben wir dich, Stantscho“, mischte sich wieder Divdena ein, die inzwischen ein wenig mit Piomija, der Nonne getratscht hatte. „Neulich haben mein Dimo und ich von dir gesprochen. ‚Sagt ihm‘, sprach er, ‚sagt ihm, er soll wieder heiraten, nicht so herumlaufen. Er ist noch jung!‘ sagte er.“

„Na ja, jung...“ sagte Stantscho verlegen und wischte sich über den Schnurrbart. „Ich bin nicht mehr so jung...“

Seine Augen wurden wieder feucht. Er stärkte sich aus der Flasche.

Frauen lenkten Divdena ab, die Schwiegermutter ging mit der Frau des Popen fort, und Stantscho stand allein wie ein Pfahl da und begann ziellos wieder mit der Schüssel in der Hand herumzuwandern.

Alle sahen ihn mitleidig an. Ein Mann, der den Weizen zum Gedenken an seine Frau allein verteilen mußte! Ein Einsamer! Er hatte versucht, sich ordentlich anzuziehen, sah aber doch komisch aus in seinen alten Hosen,

die er selber gewaschen und geflickt hatte, indem er die Flicker oben aufsetzte. Ein paar spöttlustige Frauen sehen ihn verschlagen an, tuscheln sich etwas zu und machen, sich plötzlich erinnernd, daß Totentag ist, wieder betrubte Gesichter.

Und dünner, feiner Regen rieselt unaufhörlich wie Staub herab, näßt die Kleider, und überall nistete sich die feuchte Kälte ein.

Die Leute gehen in Gruppen oder vereinzelt fort und verlieren sich wie Schatten im nassen blauen Nebel. Die dürre Lehrerin führt grämlich die frierenden Kinder fort, und allmählich leert sich der Friedhof. Stantscho schaut und schaut und setzt sich dann müde auf die Steine unter dem Vordach der Kirche und fängt an, friedlich Brot und Käse zu essen.

Stoilka, die Witwe des Rinderhirten Janatschko, treibt sich in seiner Nähe herum. Eine lange, knochige Frau, blond, mit grauen Augen, einem zusammengepreßten breiten Mund, der ängstlich die großen weißen Zähne verbirgt, aber eine gute und sorgsame Hausfrau.

„Stantschooo, dich habe ich ganz vergessen!“ sagte sie mit singender Stimme und schaute ihn an. „Was machst du? Wie geht es den Kindern, wachsen sie?“ begann sie ihn laut und abgehackt auszufragen, so wie sie früher mit ihrem etwas schwerhörigen Jantschko gesprochen hatte.

Stantscho rückte verlegen seine langen Beine beiseite, murmelte etwas mit vollem Mund und reichte Stoilka die Schnapsflasche.

„Wir leben so gut es geht, Stoilka. Da, gedenke der Toten!“

Sie nahm die Flasche und reichte ihm ihre.

„Das versteht sich. . . Gedenke auch du der Toten, Stantscho!“

„Gott sei den Toten gnädig, Stoilka, und gebe den Lebenden Gesundheit und ein langes Leben! Wie geht es dir? Verträgst du dich mit der Einsamkeit?“

„Gott verhüte, Stantscho, die wünsche ich niemandem!“

Stoilka setzte Stantschos Flasche zweimal an und trank tüchtig.

„Gott verhüte es, verhüte es, aber uns hat er nicht davor bewahrt, Stoilka.“

„Er konnte es nicht — der da droben sei gepriesen!“

„Wir sind beide einsam geblieben, Stoilka“, seufzte Stantscho und verfiel in Sinnen.

„Ja, einsam, Stantscho“, seufzte Stoilka und schwieg auch gedankenverloren.

Der Nebel verdichtete sich, wurde dunkler und feuchter. Stantscho und Stoilka saßen auf den Steinen, starrten auf die Erde, schwiegen und sannen.

„Es ist schwer allein, Stoilka“, sagte Stantscho ohne sie anzusehen und wiegte traurig den Kopf.

„Schwer, sogar sehr schwer“, antwortete Stoilka, auf den Boden starrend und seufzte. „Ich überlege und überlege, die ganze Nacht überlege ich und weiß doch nicht. . .“

„Auch ich überlege und weiß nicht, was ich tun soll.

Ich sehe, so geht es nicht weiter. Das muß ein Ende haben. Vor allem wegen der Kinder. Jemand muß sich um sie kümmern. Wenn man schon in die Patsche gerät, dann wenigstens bis zum Hals. . . Boshana, die Ärmste, hat mich sehr geärgert. . . Wenn du wüßtest, wie oft sie mir den Kopf gewaschen hat. Aber ich habe sie trotzdem gern gehabt und nie die Hand gegen sie erhoben. Wie das Sprichwort sagt, wer seine Frau schlägt, schlägt seinen Engel. . .“

„Was du nicht sagst, Stantscho. . . Frauen gibt's! Schläge genügen für die nicht, aber den Boden unter ihnen mußt du noch zerstampfen“, sagte Stoilka und wiegte sich traurig hin und her wie ein dürrer Baum.

„So einer bin ich nicht“, antwortete Stantscho. „Glaub mir, seit sie gestorben ist, bin ich nur mehr ein halber Mensch. Sie fehlt mir. . .“

Stantscho sprach aus ganzem Herzen mit wehmütiger Stimme. Seine Augen werden feucht, wie ihn die Erinnerungen an Boshana überkommen. Der Schnaps hatte seine Zunge gelöst.

„Auch mein Janatschko war ein guter Mann, der Ärmste, die Erde sei ihm leicht! Ich hatte Glück, daß er gestorben ist. Wie er es getrieben hat, hätte er, wenn er noch ein Jahr länger gelebt hätte, alles vertrunken“, sagte Stoilka, sich die Hand vor den Mund haltend, damit man ihre großen Zähne nicht sah. „Nichts wäre übrig geblieben, rein gar nichts! Die Kinder hätten alle fünf um einen Kanten Brot betteln müssen.“

Stoilka tat noch einen Zug aus der Flasche und

reichte sie Stantscho. Er nahm sie ohne aufzusehen und verfiel in Gedanken.

Der Friedhof war schon ganz verlassen. Trüb und einsam ragten jetzt die blumengeschmückten alten Kreuze auf. Der Nebel wurde noch dichter. Von den Dächern der alten Kirche tropften schwere Tränen. Die Tropfen fielen traurig zu Boden und machten Pfützen im nassen Sand. Es war, als weinte dieses alte schiefe Gebäude, gebeugt unter der Last der Jahre, untröstlich. Über den Friedhof schritt, sich auf seinen dicken Weißdornstock stützend, Bogdan, der Bettler, in seine Fetzen gehüllt. In der Schenke gegenüber gellte herzzerreißend ein Dudelsack auf, klagte, stieß noch ein paar muntere Töne aus und verstummte. Dann erhob sich ein lustiges betrunkenes Grölen und verstummte ebenso schnell.

Stoilka und Stantscho blickten sich an.

„Wer belustigt sich wohl da drinnen?“ fragte Stoilka, in ihren Schmerz versunken.

„Arme Leute“, antwortete Stantscho. „Sie trinken. . .“

„Woran denkst du, Stantscho?“

„Denken? Unsinn! Sie reden mir zu, daß ich wieder heirate.“

„Dann heirate doch.“

„Gut, aber wie? Zuerst wer wird mich nehmen – mich, mit vier Kindern? Alt bin ich auch schon und häßlich.“

Stantscho fuhr sich über den Schnurrbart, zwirbelte

die Enden, die wie Mäuseschwänzchen herabhingen, und hustete.

„Du bist noch nicht alt. . . Und so häßlich bist du auch nicht, wenn du auch hager und schwarz bist“, tröstete ihn Stoilka. „Du bist ein Mann und hast es leicht. Du brauchst nur, wie man so sagt, Kuckuck zu rufen und zehn werden auf deinen Ruf antworten – aber wir Frauen. . .“

„Ihr Frauen, ihr seid zu wählerisch, da wagt man gar nicht. . .“

Stantscho trank aus der Flasche und reichte sie Stoilka. Sie nahm sie und lächelte. Darauf hatten ihre großen Zähne nur gewartet, sich einmal zeigen zu können.

„Weißt du, Stantscho, die Leute haben mir oft gesagt, wir sollten uns zusammentun. ‚Wie sollte mich Stantscho nehmen‘, sagte ich, ‚der ist an Schöneren gewöhnt, so hübsch wie Boshana war‘.“

„Ist wahr, schön war Boshana. Was für Augen sie hatte!“

Ein ganzer Schwarm Erinnerungen aus vergangenen jungen Jahren drängte sich in Stantschos Kopf und erstickte seine Stimme. Er seufzte, bückte sich, spuckte aus und schwieg.

„Stantscho ist gut, sagen sie, mit dem wirst du leben wie eine Königin“, fing Stoilka wieder an.

„Mir haben sie auch gesagt, ich soll dich nehmen. . .“

„Du hast mich nicht ausreden lassen“, unterbrach

ihn Stoilka und stieß ihn mit der Schulter an wie ein junges Mädchen.

„Weiß ich, was du sagen wirst! Und die Schwiegermutter, die schnattert: ‚Stoilka dies, Stoilka das. Und wenn sie dir im Traum erscheint, jag sie fort! ‚Sie ist‘, sagt sie, ‚eine Kuh, die jedes Jahr kalbt. Sie wird dir Kinder gebären, was wirst du mit ihnen anfangen?‘“

„Ha, schämt die sich nicht, Stantscho?“

„Du weißt doch, wie boshaft und tückisch sie ist. Boshana war ihr nachgeraten.“

Stoilka seufzte, Sie kauerte durchfroren auf den Steinen, hatte die Hände in den Ausschnitt ihrer Pelzjacke gesteckt und schämte sich, Stantscho anzusehen. Sie kränkte sich über die Worte seiner Schwiegermutter.

„Weißt du was“, sagte Stantscho, „würdest du mich nehmen, wenn ich dich wollte?“

Stoilka rührte sich ein wenig und antwortete nicht.

„Tun wir unsere Not und unsere Kinder zusammen, und Gott stehe uns bei“, sagte Stantscho, Mut fassend. „Schon anderthalb Jahr bin ich allein. Weshalb, frage ich mich, wenn ich sehe, wie’s die Leute treiben, Nun, was meinst du?“

„Ja, was soll ich dir sagen?“ antwortete Stoilka und errötete. „Was bist du für einer, du machst dich nur über mich lustig.“ Und sie warf ihm einen koketten Blick zu.

„Laß das, wir sind keine jungen Leute mehr, die sich was vormachen. Unsere Blumen sind verblüht.“

„Sie können wieder aufblühen“, lächelte Stoilka und hielt sich die Hand vor den Mund.

„Ist recht! Ich gebe dir mein Wort, und wenn du willst – gut!“

„Ich will schon, was soll ich denn sonst tun? Werde ich allein fertig? Wenn nicht du, so wäre es ein anderer gewesen.“

„So ist es! Wenn du willst, können wir gleich zum Popen gehen und es ihm sagen.“

Stantscho stand auf. Stoilka sah sich mit ihren grauen Augen um, nahm ihre Schüssel und stand auch auf.

Die beiden machten sich schweigsam auf den Weg. Der Regen sprühte ihnen kalte frische Tropfen entgegen und rötete ihre Gesichter, Stantscho war vom Schnaps benebelt und unsicher auf den Beinen. Stoilka ging neben ihm, zog vor Kälte die Schultern hoch, trug die Flaschen und Schüsseln und schimpfte auf das Wetter.

Von den Hügeln senkten sich noch mehr graue Nebelschwaden auf das Dorf herab.

Stantscho wurde fröhlich zumute. Er sah wie ein junger Bursche Stoilka in die nebelgrauen Augen und sagte immer wieder:

„Weißt du, was ich dem Popen sagen werde?“ „Pope“, werde ich ihm sagen, „Gott hat mir Boshana genommen und mir dafür Stoilka geschickt!“ Ja?. . . Das werde ich ihm sagen, wirst schon sehen.“

Stoilka lächelte ihn zärtlich an und bedeckte sich den Mund mit der Hand.

SCHNITTER

Eine wundervolle Sommernacht, kühl und frisch, senkte sich hernieder. Die unendlich weite Thrakische Ebene tauchte in der Finsternis unter, als ob sie verschwunden wäre, und gab sich unter der eintönigen Weise der Grillen und Frösche einer tiefen Ruhe hin. Friede und Frische wehten vom hohen sternklaren Himmel. Die Erde öffnete ihre leidenschaftliche Brust und erstarb in süßer Wonne.

Die trüben Wässer der Mariza, in denen so viel Menschen ertrunken waren, plätscherten leise, breiteten sich träge und ruhig zwischen den Weiden und Büschen der dunklen Ufer aus. Ein feuchter kühler Hauch stieg aus den geheimnisvollen Tiefen.

Von den Wiesen am Fluß rief eine klare Männerstimme und verklang in der Stille.

„An-dre-ja-a-a, An-dre-ja-a-a!“

„Ich komme, ko-o-omme!“ hallte die Antwort aus der Ferne.

Bald darauf leuchtete ein Feuer auf. Zitternde Flammen loderten empor. Im schwachen Schein, den die Finsternis ringsum verschluckte, tauchten Gestalten auf. Fünf Bauern aus den Dörfern jenseits der Berge, die mit

der Sense über der Schulter in das ferne Thrakien gekommen waren, wo die Ahren früher reifen, um Arbeit zu suchen.

Laso, ein dürrer, magerer Bursche, hockte am Feuer und schob Reisig in die Flamme. Die übrigen lagen, in Kapuzenumhänge gehüllt, um das Feuer, sahen müde dem Flammenspiel zu und schwiegen. Der älteste, ein fünfzigjähriger Mann, stützte den Kopf auf den sehnigen, bis zum Ellbogen nackten Arm, der dunkel wie Eisen glänzte, und rauchte verträumt. Ihm gegenüber lag Blagolash. Er rückte dauernd hin und her, bemühte sich, die Füße mit dem kurzen Kapuzenumhang zu bedecken. Sein blonder struppiger Schnurrbart verhüllte das halbe Gesicht. Unter den buschigen dichten Brauen funkelten schlaue, kluge Augen.

„Was bist du plötzlich verstummt, Blagolash? Los, weiter!“ sagte Laso, warf Reisig auf das Feuer und legte sich hin.

Blagolash streichelte den kleinen weißen Hund, der vor ihm wie ein Häufchen da lag, rückte sich noch einmal zurecht und begann:

„Es war einmal in einem Königreich eine Königstochter... Sie war schön, so schön, wie keine andere! Ihr Haar schleppte sie wie einen seidenen Fluß hinter sich her und es glänzte wie Gold. Augen hatte sie, schwarz wie diese schwarze Nacht und jeder, den sie ansah, verzehrte sich in Liebe zu ihr.“

„Was du nicht sagst!“ seufzte Laso.

„Schweig still!“ fielen die anderen ein.

„Er lügt da was zusammen!“

Blagolash blickte ihm gerade in die Augen.

„Das ist ein Märchen, du Grünschnabel!“

„Großmuttergeschichten. . . Geschwätz!“ erwiderte Laso und schaute sich irgendwie unsicher, scheu in der Finsternis um, in der einige Schritte weiter das schwarze Schattenbild des Esels in aller Ruhe an den Weidenbüschen knabberte.

„Das ist ein Märchen, verstehst du?“ sagte Blagolash streng und fügte hinzu: „Was hast du von der Wahrheit? Soll ich dir, sagen wir, von den lumpigen Hosen des Vater Todor oder vom zerdrückten Hut des Popen erzählen? Oder von Habenichtsen und Hungerleidern, wie wir, die mit der Sense über der Schulter und Hirsebrod im Sack sich eine ganze Woche nach Thrakien zur Ernte geschleppt haben? Alles das, Freundchen, ist Wahrheit. Was hast du aber von dieser verdammten Wahrheit?“

„Und diese wunderlichen Dinge, die du mir da erzählst, was habe ich davon?“ erwiderte Laso.

„Wunderlich, doch schön! Du lauschst und lauschst und vergißt alles um dich herum. . . Und ehe du es merkst, hältst du das Wunderliche auch schon für wahr, versinkst und gehst darin auf. Dazu sind die Märchen da, dazu haben sie die Menschen ausgedacht. Auch die Lieder sind dazu da. . . um dich aus der Wahrheit herauszureißen, damit du spürst, daß du ein Mensch bist. . .“

Und Blagolash fuhr fort:

„Diese Königstochter, wißt ihr, war wie Feuer!

Dreimal heiratete sie, drei Königssöhne, und alle drei starben, in ihrem wallenden Haar erstickt, noch am ersten Abend in ihren Armen. Mit betörenden Küssen sog sie ihnen wie eine Viper das Blut aus dem Mund, rotes Blut, und trank es. . .“

Die letzten Worte stieß Blagolash scharf, durch die zusammengebissenen Zähne heraus, als steche er mit dem Messer zu. Die Zuhörer beantworteten diesen Hieb mit leidenschaftlichen Ausrufen. Ein anhaltendes dumpfes Schnaufen drang unwillkürlich aus ihrer Brust. Laso schlug mit der Faust auf die Erde und sagte ächzend:

„Ach! So eine Hexe!“

Vom Märchen gefesselt, winkten ihm die Gefährten zu schweigen.

„Und weiter?“ drängte Laso entflammt.

„Was denn noch?“ sagte Blagolash ruhig.

„So eine Hexe!“ seufzte Laso wieder. „Du, Blagolash, zu so einem Tod wäre ich bereit, sage ich dir, das wäre ich!“

„Du – zu so einem. . .? Auch wenn ich dabei wäre, könnte ich kaum meinen Augen trauen!“ warf einer ein, schürte das Feuer und brach in ein dünnes, meckerndes Gelächter aus.

„Deine Penka hat auch goldenes Haar. Du lebst aber immer noch.“

„Meine Penka ist was anderes. . . Sie. . .!“

„Darum hast du sie allein gelassen und dich hierher geschleppt!. . . Auch dein Herz ist tot, Freundchen! Es ist noch keinen Monat her, seit ihr geheiratet habt, und

schon hast du sie satt und läßt sie allein“, erwiderte Stamo, der bisher geschwiegen und nachgedacht hatte.

Einen stechenden Blick hatte er und ein bewegungsloses Gesicht, auf dem der Feuerschein wie auf einem Stein spielte. Seine Stimme klang schwer und rauh.

„Das ist meine Sache!“ antwortete Laso dumpf mit fast erstickender Stimme.

„Und ihre Sache wird es sein, einen anderen zu finden, wenn sie bis jetzt noch keinen gefunden hat“, sagte wieder Stamo.

„Das glaubst du selber nicht!“, erwiderte Laso unsicher, von einer dunklen Ahnung schmerzlich berührt.

Langes Schweigen trat ein. Die letzten Flammen der schon verbrannten Scheite zuckten schnell und kraftlos, fast schon erloscht über der Glut. Irgendwo in der Ferne stieg ein dünner Schrei wie der Klagelaut einer von einer Kugel getroffenen Seele unheilvoll empor, fiel dann wie vom Himmel zurückgeworfen in die geheimnisvollen Wässer der Mariza, versank und erstarb. Die Schnitter blickten sich verängstigt an. Ihre Augen fragten. Blagolash erhob geheimnisvoll den Finger, lauschte lange und sagte:

„Eine Eule ist das.“

In den Weidenbüschen läutete unruhig das dumpfe Glöckchen des erschrockenen Esels. Der kleine Hund sprang auf und kläffte die Dunkelheit an. Unheildrohend schien plötzlich die unergründliche nächtliche Stille.

Laso seufzte tief.

„Seufze nur, Bursche, Grund hast du genug!...

Deine junge Frau hast du allein gelassen!“ warf Blagolash listig ein und fuhr wieder im Ton des Märchens fort:

„Feurig ist das junge Blut, Burschen! Wundert euch nicht, daß junge Frauen untreu werden, wenn ihre Männer sie allein lassen! . . . Wißt ihr, was der Mönch Misail gesagt hat, als er Kappe und Kutte abwarf? ‚Was ich auf meinem Kopf trage, kann ich abnehmen, doch was ich in meinem Herzen trage, kann ich nicht herausreißen!‘ Verfluchtes Herz, so ist es nun einmal gemacht!“

„Für Penka ist es leicht, sie hat alte Liebhaber“, sagte Stamo und streckte sich aus.

„Und sie ist auch gar nicht übel. . .“, fügte einer arglistig hinzu.

Laso schaute wieder unsicher in die Dunkelheit. Die steinharten Worte Stamos trafen ihn ins Herz.

Das Feuer erlosch. Es wurde dunkel. Die Schar verstummte.

Ein Stern riß sich los und durchschnitt den Himmel mit einem feurigen Strich.

„Ein Armer hat seinen Geist aufgegeben“, sagte Laso.

„Oder eine junge Frau hat sich einem anderen hingegen“, sagte Blagolash bewegungslos und fragte:

„Laso, hast du das Lied von der untreuen Frau Stojans gehört? Es ist nicht so wunderbar wie das Märchen. Soll ich es dir vorsingen?“

„Ist mir gleich. Esel seid ihr alle miteinander!“ erwiderte Laso.

Gleich darauf erklang in der Dunkelheit eine volle, weiche, leicht flackernde Stimme und sang ein trauriges, wehmütiges Lied. Wie bunte duftende Blumen flochten sich die Worte zu einem Kranz zusammen, reihten sich aneinander, sanken in grenzenlosem Schmerz in einen Strom von Tönen und erzählten die Geschichte von Stojans untreuer Frau.

Der junge Stojan wird zu den Soldaten einberufen und bestellt seiner erst gestern heimgeführten schönen Frau, wenn sie ihn liebt, kein Wasser von Gurguls Brunnen zu holen. Stojan ist aber kaum aus ihren Augen verschwunden, da denkt sie auch schon an den jungen Gurgul, an die frühere Liebe zurück. Sie zieht ihre Festtracht an, steckt ein Sträußchen hinter das Ohr und geht mit den blanken Kupferkesseln auf dem Schulterholz zu dem verwünschten Brunnen.

„... Dort trat jung Gurgul ihr entgegen –
zitternd schlug sein junges Herz,
seine schwarzen Augen blitzten. . .“

Blagolash brach ab, richtete sich etwas auf und fragte:

„Gefällt dir dieses Lied, Laso?“

Laso antwortete nicht.

„Er schläft“, sagte Blagolash und stützte sich auf den Ellbogen.

„Wer weiß, ob er schläft oder weint, wall stamm
ein.

„An seiner Stelle ginge ich jetzt heim, so wahr Gott lebt“, sagte Blagolash spöttisch.

Laso lag da und grübelte. Die Foppereien der Gefährten stachen wie spitze Nadeln ins Herz, daß ihm der Atem vor Qual ausging. Alles, womit sie ihn aufzogen, schien ihm in diesem Augenblick möglich. Penka liebte ihn wirklich, doch – aus den Augen, aus dem Sinn. . .

Gestern erst hat er mich heimgeführt, und schon läßt er mich allein und zieht los. . . ‘ wird sie sich sagen. Und da trug auch schon die traurige Geschichte, von der das Lied erzählte, seine Gedanken ins Heimatsdorf. Auch dort stand ein kleiner Brunnen von den Büschen verborgen, unterhalb des Dorfes. Seine Penka geht jeden Morgen und jeden Abend dort hin. . .

Ein qualvolles Seufzen stieg aus Lasos Brust.

Die Nacht rückte vor und versenkte alles ringsum in tiefen Schlaf. Das dumpfe Glöckchen des Esels läutete nicht mehr. Der kleine weiße Hund, zu einem Knäuel zusammengerollt, war am niedergebrannten Feuer ruhig eingeschlummert, aus dem kraftlose Flämmchen kaum aufflackerten und verloschen.

Die dunklen Wässer der Mariza plätscherten leise zwischen den verschlafenen Ufern und raunten der Nacht verworrene Geschichten zu.

Die Schnitter schliefen einer nach dem anderen ein. Das Feuer ging allmählich aus.

Nur Laso fand keinen Schlaf. Die Foppereien be-

drängten sein junges Gemüt, seine Phantasie gaukelte ihm Bilder vor, eines qualvoller als da andere. Die Gedanken trugen ihn zu Penka ins Dorf. Schlank, flink und weiß wie Schnee sieht er sie vor sich. Sie steht auf der Hausschwelle, blickt lange und traurig über den staubigen Weg, der sich durch die Felder windet und zu fernen Ländern führt. Auf diesem Weg ist Laso losgezogen und hat sie allein gelassen. Allein gelassen hat er sie des verdammten Verdienstes wegen. . . Schwere Jahre sind hereingebrochen! Was bleibt einem übrig! Morgen früh wird sie aufstehen und, flink wie ein Reh, zum Brunnen gehen, um Wasser zu holen. . .

Dort trifft sie vielleicht. . . ach ja, alle wissen schon, wen! Er hat sie beim Horo-Tanz dauernd geneckt. Ein Hitzkopf. . . Er versteht sich auch darauf. . . Na und Penka. . . eine Frau — kann man ihr trauen?

Da! Dunkle, dicht belaubte Sträucher verdecken den kleinen Brunnen. Durch das Grün schimmert Penkas schönes Gesicht, und eine Männerhand fährt liebevoll darüber. . . Eines anderen Hand. . .

Laso fuhr zusammen und stand auf. . .

„Was habe ich hier zu suchen?“ dachte er und schlug den Kapuzenumhang zurück.

Die Nacht schwieg. Nur die Grillen zirpten leise im Chor: Penka, Penka, Penka. . .

Am frühen Morgen, als die Dämmerung des nahenden Tages die Schnitter weckte, sahen sie, daß Laso nicht mehr unter ihnen war.

„Wir kommen früh genug an, Herr. Bei Tageslicht kommen wir an. Da drüben ist das Dorf, dort, unter dem Wäldchen! Siehst du es? Sobald wir den Weg über den Hügel, den niedrigen dort, zurückgelegt haben, sind wir so gut wie da.“

Der junge Fuhrmann schwang die Peitsche über den Pferden und rief ihnen laut, ermunternd zu:

„Hü. . . los! Hü, meine Herren!“

Die vier Räder rollten stärker spritzend durch den dünnen Schlamm des Feldweges. Das schwächliche Wagengestell ratterte dumpf über das traurige, öde, vom Regen aufgeweichte Feld. Nochmals schrie der Bauer auf die Pferde ein, setzte sich auf der Kiste zurecht, warf die feuchte Kapuze des dicken Umhangs zurück und begann gleichgültig vor sich hin zu summen.

„Wie war doch dein Name, Junge?“ fragte aus seinem weiten Wolfspelz der dicke Herr, der im Wagen saß.

Der junge Bursche summte weiter.

„He, Junge!“ rief der Herr laut, mit heiserer Stimme.

„Wie?“ wandte sich der Bursche um.

„Dein Name, dein Name! Wie war doch dein Name?“

„Andreschko.“

„A-a. . . Andreschko! . . . Ein Schlaupelz bist du wie ihr alle! Verschlagen seid ihr Bauern geworden. Nur Lüge und List steckt in euch. . . Und wie ihr euch verstellt! Das sehe ich im Gericht. . . Wie Lämmchen so dumm stellen sich manche an, dabei sind sie richtige Wölfe! Halten den Richter zum Narren.“

„Einfache Leute sind wir, Herr, doch von allen verschrien. Euch scheint es wohl so. Es stimmt aber nicht. Aus lauter Einfalt sind unsere Bauern schlau geworden. Aus Einfalt und Armut.“

„Ach nein! Aus Armut! Aus Armut! . . . Den Stock verdienen sie alle. Jammern über ihre Armut und saufen wie die Schweine. . .“

„Weil es ihnen zu gut geht? Nein, bestimmt nicht. Sie saufen, das ist wahr, alle saufen, damit sie sich wohler fühlen, und nicht weil es ihnen zu gut geht. . . Das sollten sich Leute wie ihr hinter die Ohren schreiben“.

„Ach! Du hast wohl auch einen über den Durst getrunken, Freundchen! Dabei bist du noch jung, von Schnurrbart – keine Spur. . . Eure Bauern, die kannst du abschreiben! Ein verkommenes Gesindel, weiter nichts!“

„Schreib du sie ab, Herr! Wir können nicht schreiben“, erwiderte der Bursche, wandte sich darauf seinen mageren Gäulen zu und rief wieder „Hü, meine Herren, hü!“ und sann vor sich hin.

Die Pferde zogen erst rascher an und trabten dann versonnen weiter. Der Herr schlug den großen Kragen seines Wolfspelzes hoch, versank fast im Mantel und dachte nach. Auf einen einsamen Baum am Wege setzte sich eine Krähe mit gesträubtem Gefieder, schaukelte auf einem dünnen Ast, krächzte kläglich und blickte versonnen drein. Auch das düstere Winterwetter sah versonnen aus. Dicke, feuchte, finstere Winterwolken krochen träge dahin, lösten sich in Fetzen auf und ließen Stücke des ebenso versonnenen kalten blauen Himmels sehen. Die Erde versank in Schlamm und Nässe. Traurig und leblos sahen die verstreuten Dörfer, die Flußläufe, die fernen Wälder und Berge in der Dämmerung aus. Auf den Feldern schimmerten große Wasserlachen, trüb, kalt und glasig, wie Totenaugen.

Der kleine Wagen schaukelte langsam durch den tiefen, dünnen Schlamm, versank, kam wieder hoch und schlängelte sich hindurch. Ein lockeres Brett klapperte dauernd dumpf und eintönig und hämmerte unaufhörlich auf die Nerven des dicken Herrn im Wolfspelz ein, so daß ihm die Geduld riß. Er schlug den Kragen zurück, schob das feiste Gesicht vor und schrie:

„Was ist das bloß für ein schreckliches Geklapper, zum Teufel? Es läßt mir keine Ruhe!“

„Ein Brett an meinem Wagen ist locker, Herr. Es plappert wie ein Gelehrter: versteht weder selbst, noch verstehen die anderen, was es redet.“

„Ein Schlaupelz bist du, Andreschko, ein Schlaupelz! Du verstehst dich wohl darauf, den Mädchen et-

was vorzumachen, wenn du nicht schon geheiratet hast. Ihr heiratet ja jung und schöne Weibchen habt ihr.“

Der Herr klappte den Pelzkragen herunter.

„Sag was du willst, Herr! Mit den Damen kommen sie aber nicht mit. . . Das weiß ich sehr gut! Was bist du, Herr? Was führt dich in unser Dorf?“

„Ich bin Gerichtsvollzieher.“

Andreschko drehte sich um und musterte aufmerksam seinen Fahrgast.

„Zur Vollstreckung, wie?“

„Zur Vollstreckung, natürlich. Einer aus deinem Dorf führt mich an der Nase herum, doch dieses Mal werde ich ihm helfen! Mehrmals war ich schon hinter ihm her, er ist mit aber immer wieder entwischt. . . Nun bin ich hinter seine Kniffe gekommen und werde ihm heute Abend auflauern und zupacken, daß er ewig an mich denkt. . . Sein liebes Getreide werde ich pflanzen! Damit bringe ich ihm Vernunft bei und euch wird das eine gute Lehre sein, damit ihr euch nicht wieder drückt. Ihr betrügt die Kaufleute, betrügt die Städter, verkauft ihnen faule Eier und ranzige Butter. Wartet nur, ihr Bauernsöhne! Die Behörden lassen sich aber nicht so leicht betrügen. Sie packen zu, fest packen sie zu! Ihr verdient die Peitsche, die Russenpeitsche – nur so ist euch zu helfen. . . Säufer seid ihr geworden, verlottert, verdorben und künftig werdet ihr unfähige Steuerzahler sein und den Staat zugrunde richten. Ach, wenn ich nur etwas mehr Gewalt hätte! Engel würde ich dann aus euch machen.“

Der Gerichtsvollzieher knöpfte den Pelz auf. Sein Körper bewegte sich darin wie ein Küken, das aus dem Ei schlüpft.

„Na, na, Herr Gerichtsvollzieher! Gott hat die Welt erschaffen und dabei bedacht, daß das Weib keinen Bart braucht, und ihm keinen gegeben. . . Er bedachte, daß der Esel lange Ohren braucht und hat sie ihm auch gegeben“, antwortete Andreschko mit geheuchelter Einfalt.

„Schwatze kein dummes Zeug und fahr' zu, denn es dämmt schon. . . Viel hast du mir abgenommen, du Teufelskerl! So viel Geld für zwanzig Kilometer! Ihr versteht euch darauf, uns zu schröpfen. . . Fahr schon, fahr weiter, sonst schlafen deine Schindgäule noch ein!“

„Hü, hü, meine Herren!“ rief Andreschko und schwang die Peitsche.

„Du nennst sie ‚Herren‘, wie? Nenne sie lieber Brüder!“, bemerkte der Gerichtsvollzieher verärgert.

„Sie würden es mir übelnehmen, Herr Gerichtsvollzieher. Ich würde sie in ihrer Ehre kränken, wenn ich sie nicht ‚Herren‘ nenne. . . Sie haben einen Dienst wie die Beamten – nach der Uhr eingeteilt. Nach der Uhr stehen sie auf, nach der Uhr legen sie sich zur Ruhe, nach der Uhr werden sie getränkt, nach der Uhr gefüttert. Dann spannen wir sie ein, sie gehen also in die Kanzlei, und damit hat sich's. Manchmal lesen sie auch in der Krippe die Zeitung.“

„Sag mir lieber, wo du dir einen angetrunken hast, Freundchen, und schwatze nicht so viel! Fahr zu, wir

sind schon spät dran. Verschlagene Augen hast du, ganz verschlagene!“

„Hier gibt es keine Wölfe, Herr Gerichtsvollzieher, keine Angst!“ sagte der Fuhrmann in einem Ton, daß der ehrenwerte Beamte sich ängstlich umblickte.

„Vor Wölfen fürchte ich mich nicht, Freundchen! Aber kalt geworden ist es. Ich kann mir keine Erkältung leisten.“

„Wickle dich in die Pferdedecke ein, Herr. Meine Pferde klagen nie über Erkältung. Die Decke hält sehr warm.“

„So ein Schwatzmaul!“ dachte der Gerichtsvollzieher und rief ihm streng zu:

„Fahre, fahr' weiter, du Rindvieh!“

Von Ärger aufgeblasen tauchte er im Pelz unter und verstummte.

„In die richtigen Hände bist du geraten, mein Freund“, dachte Andreschko, drehte sich um und fragte ernst:

„Also zur Vollstreckung, wie? Wem wollt ihr denn die Seele aus dem Leib reißen?“

Der Gerichtsvollzieher schwieg lange. Dann antwortete er ärgerlich:

„Es ist da einer... Stanojtscho heißt er... so ein kleiner... mit dickem Hals...“

„Ich kenne ihn, dem wollt ihr das Getreide pfänden, was? Er ist ein arme Kerl, Herr Gerichtsvollzieher, laßt ihn in Ruhe.“

„Armer Kerl – Teufelskerl!“

Der Gerichtsvollzieher verstummte wieder. Es dunkelte schon. Die Pferde krochen fast den Hügel hinauf, hinter dem das Dorf liegen mußte. Andreschko rief ihnen nicht mehr zu und schwang auch nicht die Peitsche über ihren Köpfen. Er sprach kein Wort, hörte zu summen auf und überlegte.

Als sie den Hügel erreicht hatten und auf der anderen Seite zum Feld hinabfuhren, war die Nacht schon hereingebrochen, das Dorf aber immer noch nicht zu sehen. Schneidender, kalter Wind wehte über die durchnäßte Erde. Die Wolken zogen in Fetzen zu den Bergen. Das blaue Kuppelgewölbe des frostigen Himmels wurde klarer, breiter, stieg immer höher. Bald flakerten ferne, eisige, helle Sterne auf. Die Luft wurde grimmig kalt. Und die Pferde liefen langsam dahin. Der Gerichtsvollzieher ärgerte sich in einem fort.

„Fahr zu, du Schop! Wir erfrieren noch!“

Andreschko trieb gleichgültig die Pferde an und schwang träge die Peitsche über ihren Köpfen. Sie schlepten widerwillig den Wagen und ließen die Köpfe hängen, als hörten sie nichts. Andreschko dachte an den armen Stanoj, dem der Gerichtsvollzieher, der jetzt in seinem Wagen saß, morgen das Getreide pfänden würde.

„Du hast mir dieses Glück gebracht, Andreschko!“, würde Stanoj sagen, sobald er alles erfährt, ihn beschimpfen dann tief traurig dasitzen, ihm ein Glas hinstellen, sich betrinken und weinen.

„Man muß ihm helfen, dem Mann muß man helfen“,

dachte Andreschko. „Man muß ihm Bescheid sagen, damit er in der Nacht sein liebes Getreide versteckt und den Schuppen leerlegt, sonst knurrt ihm das ganze Jahr der Magen. Da gibt es nur eins: man muß ihm helfen!“

Es war dunkel. Nur aufgeweichte Erde, tiefer, zäher Schlamm war am Boden zu sehen. Der Weg ging in diesem Schlamm unter und führte nirgendwo hin, nur immer wieder in in den Schlamm hinein.

An einer Stelle straffte Andreschko die Zügel und hielt die Pferde an.

„Warte, ich habe mich wohl verfahren!“

Der Bursche starrte in die Dunkelheit. Der Gerichtsvollzieher sah sein strenges Gesicht an, aus dem jede Spur der früheren Heiterkeit verschwunden war, und sagte:

„Nimm deinen Verstand zusammen! Ich büрге für nichts. . . Sonst regnet es Prügel!“

Andreschko zog die Zügel an, drehte die Peitsche und rief:

„Haltet euch fest, Herr Gerichtsvollzieher!“

Weit vorn, im Dunkel, schimmerten die Dorflichter. Nach dem Hundegebell, das herüberkam, mußte es ganz nahe sein. Wenige Schritte zur rechten Seite leuchtete, wie matter Perlenglanz, eine große stille Wasserfläche. Der Wagen bog vom Wege ab und fuhr gerade auf sie zu.

„Was ist das?“ fragte der Gerichtsvollzieher.

„Ein Sumpf, Herr. . . Der Weg führt hier hindurch. Er ist seicht, habt keine Angst! Nur hier und dort sind

Löcher. . . So oft bin ich hier schon durchgekommen, mit dem Wagen und zu Fuß und. . . Hü, hü, meine Herren! Haltet euch fest, Herr Gerichtsvollzieher!“

Die Pferde traten in das kalte Wasser, in dem sich der Himmel spiegelte, wateten vorsichtig voran und sanken immer tiefer und tiefer ein. Das tote mattgrün glänzende Sumpfwasser geriet in Bewegung und regte sich lebhaft.

„Halt an, du Rindvieh!“ schrie plötzlich der Gerichtsvollzieher und richtete sich im Pelz erschrocken auf. „Du ersäufst mich, du Schop! Siehst du denn nicht, daß der Wagen voll Wasser steht? Halt an! Halt an!“

Der Gerichtsvollzieher schimpfte wütend.

Andreschko hielt die Pferde an. Der bis zum Boden eingesunkene Wagen stand mitten im Sumpf, dessen Ende sich in der undurchdringlichen Finsternis verlor.

„Hü!. . . vorwärts!“ schrie Andreschko auf die Pferde ein. Seine kräftige, feste Stimme hallte durch die Nacht und ging in der tiefdunklen Öde unter. In der Nähe flatterten Wildenten auf und flohen laut davon.

„Auch wir müssen Enten werden, um hier herauszukommen“, sagte Andreschko versonnen, „sonst. . .“

„Ach, du Rindvieh! Wenn wir hier erst heraus sind, schlage ich dich windelweich! Wir ersaufen noch!. . . Du dummes Kalb!“

„Nicht doch, nicht doch, Herr Gerichtsvollzieher, keine Angst!. . . In dieser Finsternis kann sich jeder verfahren! Seid beruhigt!“, sprach Andreschko und machte sich eifrig an den Riemen zu schaffen. Er verknotete, lö-

ste sie, schimpfte, fluchte, setzte sich schließlich wieder auf die Kiste, schwang die Peitsche und rief:

„Hü! . . . Vorwärts!“

Die Pferde gaben sich einen Ruck und zogen an. Eines riß sich von der Deichsel los und plantschte befreit durch den Sumpf. Das andere blieb allein im Gespann.

„He! Was ist geschehen?“, rief der Gerichtsvollzieher.

„Halt! Dortscho! . . . Halt! Dortscho! . . . Halt! Dortscho!“, schrie Andreschko dem Pferd nach und versuchte, es heran zu locken. Es lief aber, vom Wasser erschrocken, zurück und verschwand allmählich, ohne auf den Ruf seines Herrn zu hören, in der Dunkelheit am Ufer.

Der Gerichtsvollzieher stand zitternd, erschrocken im Wagen.

Da schwang sich Andreschko rasch auf das andere Pferd, folgte dem Schatten Dortschos und rief dauernd, laut und munter:

„Dortscho, Dortscho, Dortscho!“

„Wohin willst du. . . he? Was tust du, du Rindvieh? Schafskopf! Ach du lausiger Bauer, du! . . . Dir werde ich helfen!“

Aus der Finsternis antwortete ihm höhnisches Gelächter.

„He, du Rindvieh! Du läßt mich hier allein! . . . Ich komme um! Die wilden Tiere werde mich zerreißen! Junge, tu das nicht, ich bitte dich!“, sprach der Gerichtsvollzieher jammernd, fast weinend.

„Keine Angst, keine Angst, Herr Gerichtsvollzieher!“, maldete sich Andreschkos Stimme. „Die wilden Tiere gehen nicht in den Sumpf. Wickelt euch in die Pferdedecke ein, damit ihr euch nicht erkältet!... Morgen, in aller Frühe, komme ich wieder... Im Wagen liegt Heu, macht euch ein Lager... Dafür braucht ihr auch nichts zu zahlen!“

„Junge, laß die Scherze!“, bat der Gerichtsvollzieher. „Laß mich nicht allein!... Komm! Hol mich hier heraus!“

„Es ist dunkel, Herr Gerichtsvollzieher, zu dunkel und nichts zu sehen!... Und das Pferd ist auch weg! Wie soll ich euch da helfen! Ich kann nicht!“

Der Gerichtsvollzieher hörte bestürzt die höhnische Stimme aus der Finsternis. Wie? Hierbleiben? Mitten im Sumpf? In diesem kalten grünen Wasser, dessen Ende nicht zu sehen ist!

„Komm doch her, Andreschko! Ich gebe dir Geld soviel du willst!... Rette mich!... Ich sterbe!... Kinder habe ich!... Du Flegel, hast du denn kein Herz?“, schrie er verzweifelt, doch es antwortete ihm niemand mehr.

Da brüllte der Gerichtsvollzieher hilflos, wie von Sinnen, in die Richtung des Dorfes:

„He, du Flegel!... Du Rindvieh!... Kannibale!... Hornochse!... Du Klotz! Komm her! Rette mich! Hab doch Erbarmen! Du Tier!... Bauernlackel!... Schop! Ach, ach!... Hilfe, Hilfe!“

Er setzte sich in den Wagen, tauchte im Pelz unter und heulte wie ein Kind drauflos.

Doch die Finsternis gab ihm keine Antwort.

DIE WAHNSINNIGE

Der Priester Sava, alt, weißhaarig, doch immer noch stattlich und rüstig, stand vor den Altartüren aufrecht da und hielt eine flammende Predigt. Seine donnernde klare Stimme dröhnte durch die breiten Kirchengewölbe, hallte von den Wänden wider, klang wie ein Lied und ergriff mit prophetischer Macht die Herzen der frommen Bauern, die reumütig zu Boden blickten.

Feierliche Stille herrschte im Gotteshaus. Durch ein kleines Fenster hoch über dem Altar fiel eine Garbe Sonnenstrahlen hinein. Sie beleuchteten das blasse Antlitz des gekreuzigten Erlösers und spielten schillernd in den Glasprismen des staubigen Kronleuchters. Leicht knisternd brannten die Kerzen in den Ständern ab. Vor den Ikonen zitterten fahle Ewige Lämpchen und erhellten geheimnisvoll die lieblichen, leidvollen Gesichter der Heiligen.

Die frommen Bauern lauschten der Predigt ihres alten Priesters. Beschämt von den Sünden, die er gnadenlos brandmarkte, senkten sie verängstigt die Köpfe.

„Er, der Gottmensch, wählte freiwillig, zu unserem Heil, den Märtyrertod. Seine große Liebe, für die er gelebt, die er über alles gerühmt hat, war seine allmächtige

Kraft. . . Und er setzte sie ganz dafür ein, um unsere Sünden zu büßen. . .“

Der Priester sprach deutlich und ergreifend:

„Lasset uns vor den reinen Spuren seiner Füße auf die Knie fallen, Brüder, und reumütig unsere Sünden beichten. Denn unsere Seelen sind beladen“.

Doch plötzlich schrie aus dem Hintergrund der Kirche keuchend, entsetzt, eine seltsame unmenschliche Stimme, von verzweifelter Schluchzen erstickt, und unterbrach den Geistlichen.

„Vater! Warum bewahrt uns Gott nicht vor den Sünden? Warum? Ist er ein Gott oder. . . was ist er? Ist das recht? Ist das recht?“ kreischte die Stimme.

Verwirrung brach in der Kirche aus. Alle wandten sich zum Frauenraum um, aus dem die entsetzliche Stimme kam. Der Küster zerrte, von mehreren Frauen unterstützt, eine blasse, wie ein Schatten aussehende, zerlumpete, erschreckende Frau zur Tür. Sie fuchtelte mit den Armen, sträubte sich mit aller Mühe, sich loszureißen, und schrie:

„Warum belügt man uns? . . . Jeden Tag, jeden Feiertag. . . Ich will es wissen, sagt, sagt uns die Wahrheit! Warum bewahrt uns Gott nicht vor den Sünden? Warum? Sagt doch, liebt er uns?“

Sie kreischte wie toll und rührte sich nicht von der Stelle. Offenbar hatte sie den Verstand verloren.

„Führt sie hinaus!“ sagte der Priester.

„Was? Wer wagt es, mich hinauszuerwerfen? Das ist eine Kirche für alle!“ schrie sie. „Ich will die Wahrheit,

die Wahrheit, die bare Wahrheit! Wir haben Richter, haben Dorfschulzen, haben einen Bischof, einen Zaren! Sie dürfen nicht schweigen! Sie sollen mir sagen, wo die Wahrheit ist!“

Der Priester trat vor die Frau und erhob betend das ehrwürdige Kreuz über ihren Kopf.

„Na, bekreuzige dich, Iltschoviza!... Da ist das Kreuz, das heilige Kreuz. . . Küsse es und alles wird wieder gut!“ sprachen ihr die Frauen zu.

„Der barmherzige Herrgott möge dir Trost spenden, Elende. . .“

„Ihr belügt mich ja nur alle! Warum redet ihr!... Schweigt. . . schweigt. . . schweigt! Die Wahrheit, die Wahrheit, ihr habt sie verschluckt, ihr verschluckt sie auch jetzt!“ schrie Iltschoviza außer sich.

„Ihre Tochter hat sie in den Wahnsinn getrieben. . . Verdammte Zvetana! Was hat sie ihrer Mutter nur angetan!“ sprachen die Frauen untereinander.

„Vater, sag mir aufrichtig: soll ich beten?“ wandte sie sich plötzlich beruhigt und gleichsam erleuchtet an den Priester. Furchtbare Pein zeichnete das leidvolle, wachsbleiche Gesicht. Aus den großen, tief eingefallenen, dunklen Augen quollen große Tränen hervor.

„Bete für dein Heil, Iltschoviza! Bete! Möge Gott dir Genesung bringen!“ sprach der Priester.

„Vater!... Weißt du, wo meine Zvetana ist? Ja? Weißt du es? Hast du es gehört? Auf schlechte Wege geraten ist sie. Verkauft hat sie sich. Ihre Ehre hat sie verkauft. Warum, Vater? Wer hat ihr das angetan? Va-

ter! Warum hat sie Gott nicht beschützt? Sie war schön, war gut! Meine einzige ist sie. Sie war schüchtern... Wer hat sie ins Verderben gestürzt? Wer... wer... wer?“

Die Wahnsinnige brach plötzlich zusammen, streckte sich auf dem Boden aus, die schmalen trockenen Lippen flüsterten und zitterten erregt. Die weit aufgerissenen Augen starrten zur hohen düsteren Kuppel hinauf.

„Ich habe sie geschickt, dorthin... Vater... Du weißt es doch? In die große Stadt habe ich sie geschickt, als Dienstmagd, damit sie mich ernährt, damit sie hier nicht versauert... Vater, damit sie hier nicht versauert... Sie ist dort versunken, ertrunken ist sie... Hast du gehört, was die Leute reden?... Ja, alle sagen, Zvetana sei eine... Ach!... Versunken sei sie dort unter jenen, die sich verkaufen. Vater! Gibt es einen Gott? Gibt es einen Gott, oder belügt ihr uns?“

„Iltschoviza... steh auf, beruhige dich, versündige dich nicht durch deine Worte! Wir sind hier in der Kirche, im Gotteshaus... Steh auf, geh nach Haus!“ redete ihr der Priester mit milden Worten zu.

Entsetzt und gerührt umdrängten sie alle. Viele Frauen weinten. Unter den dunklen Kirchengewölben errichtete dieses gräßliche Bild gleichsam ein neues Kreuz des menschlichen Leidens, rief Mitgefühl und seltsame Furcht hervor. Alle sahen schweigend zu, als wagten sie kein Wort. Die Wachskerzen in den Ständern brannten in schwachen Flammen ab. Von den Ikonen

blickten die blassen Gesichter der Heiligen immer noch so ruhig, rührend, gutmütig und gleichgültig herab.

Und die Wahnsinnige kreischte, von Gram erstickt:

„Es gibt keine Gerechtigkeit!... Es gibt keinen Gott!... Hört ihr?... Stürzt den Zaren vom Thron... Brecht dem Bischof den Stab, reißt dem Popen den Talar vom Leibe... Vater... belügt uns nicht... Helft... erlöst uns... sagt uns die Wahrheit!...“

HEILANDSHÜGEL

Großvater Sachari schritt langsam dahin, den kleinen Monka auf seinem Rücken. Der hing schlaff dort und hatte die mageren Ärmchen um seinen Hals gelegt. Schweiß floß in kleinen Rinnsalen über das sonnengebräunte Gesicht des Alten in seinen Hals, an dem die Adern vor Anstrengung hervorgetreten waren. Die Händchen Monkas drückten und würgten ihn so, daß roter Nebel vor seinen Augen tanzte, aber er setzte langsam Schritt vor Schritt und stützte sorgsam seine Last.

Die Sonne ging schon unter. Ringsum in den duftenden Wiesen und grünen Feldern, dem Gesträuch und den dunklen Wäldern, die sich weithin erstreckten, lauerte geheimnisvoll und mit verhaltenem Atem die Nacht.

Und Menschen, Menschen! Von allen Seiten, auf allen Wegen kamen Menschen daher – einer nach dem anderen, holten einander ein, überholten einander und alle pilgerten sie zu diesem hohen, steilen, spitzen Hügel, dem Heilandshügel. Man sah die alte Eiche mit dem dichten Gezweig auf dem Gipfel und die kleine Kapelle neben ihr. Der glatte grüne Hügel wimmelte von Menschen wie ein Ameisenhaufen. Großvater Sachari schaute und staunte. Woher waren nur die vielen Leute gekommen!

Mit Wagen, zu Pferd, zu Fuß, von nah und fern, von überall waren sie gekommen und eilten zum Gipfel. Was nicht alles für Leute. Arme Teufel, zerlumpt und bloß. Reiche Leute – im Festtagsstaat. Jeder brachte sein Gebrechen und seine Hoffnung auf Heilung mit. Manche schleppten sich lendenlahm wie Schlangen fort, andere auf Krücken, wieder andere hatten schwärende Wunden am Körper. Blinde, Lahme. . .

„Großvater, wohin gehen diese Leute?“ fragte der kranke Monka.

„Alle gehen dorthin, Kind.“

„Sind sie alle krank, Großvater?“

„Ach, die ganze Welt ist krank, Junge. Den einen fehlt das, den anderen jenes. Es gibt keinen gesunden Menschen auf der Welt. Schaut man hin – ein Körper wie Eisen und die Seele – faul.“

Vom Gipfel erklang leise die fromme Stimme des Läutebretts und ergoß sich wie eine Segnung über die ganze grüne Flur.

Der alte Sachari setzte sich müde an den Wegrand und seufzte, „Bekreuzig dich, Kind!“

Monka löste die Arme vom Hals des Großvaters und beide bekreuzigten sich lange, im grünen Unkraut am Wegrand.

„Großvater ich möchte gehen.“

„Du bist zu schwach, mein Junge, du wirst müde werden.“

„Ich möchte gehen, Großvater“, wiederholte Monka weinerlich.

Der Großvater half ihm behutsam auf, und Hand in Hand machten sie sich wieder auf den Weg. Der zehnjährige Monka, ein kränkliches, schwächliches Waisenkind, ging neben dem Großvater wie ein Schatten. Dicke blaue Adern schimmerten durch die Haut seines blassen mageren Gesichts, seine Beine knickten vor Schwäche ein, seine Arme hingen steckendürr herab. Seine großen blauen Augen, irgendwie erschreckend geweitet, schweiften hin und her und betrachteten mit zärtlichem Erstaunen die Vögel, die still zu ihren Nestern flogen, die Ringeltauben, die sich im Abendschein gegen Westen im dunklen Wald verloren, und die goldenen Mücklein, die wie Wassertropfen in der Luft glitzerten.

Der alte Sachari ging ganz langsam, um den Kleinen nicht zu ermüden, aber als er sah, daß die Sonne schon unterging und weniger Menschen unterwegs waren, nahm er ihn wieder auf den Rücken und schritt schneller aus.

Oben auf dem Hügel bewegten sich wie Verirrte menschliche Schatten hin und her.

„Die Leute suchen schon einen Platz, wir haben uns verspätet, Junge“, sagte der Alte.

„Wird der liebe Gott früh hinkommen, Großvater?“ fragte Monka.

„Aber woher! Er wartet, bis alle gekommen sind, die sich auf den Weg gemacht haben. Manche kommen von weither, es gibt Blinde und Lahme, auch solche die den Weg nicht kennen, jemand kann sich verirrt haben. . . Wenn alle da sind und alle eingeschlafen sind,

wird der liebe Gott ein Englein rufen, damit es ihm seinen Krummstab bringt, und dann wird er sagen. . . Geh'n wir! Sie werden still von dort oben zwischen den Sternen ganz langsam, langsam herunterschweben. Der liebe Gott wird ganz leise, daß ihn niemand hört und niemand sieht zwischen all dem Volk, das gekommen ist, hindurchgehen und alle heilen. Dann wird er wieder ganz sacht, wie er gekommen ist, zum Himmel auffahren. Genau so, wie er damals von dem Berg am selben Tag, das ist morgen – am Himmelfahrtstag – aufgefahren ist.“

„Werden die Kranken gesund werden, Großvater?“

„Alle, alle!“ antwortete der alte Sachari mit tiefer Überzeugung. „Vielleicht jetzt, vielleicht in einem Jahr, vielleicht in fünf, in zehn Jahren. Wer gläubig ist, wird Rettung finden!“

Monka lauschte den rätselhaften Worten des Großvaters, die von inbrünstigem Glauben erfüllt waren, und obwohl er sie nicht verstand, wurde ihm leicht und warm ums Herz. Er legte sein blasses Gesicht dem Großvater auf die Schulter, starrte auf das hohe Holzkreuz auf dem Hügel und sann. Alle, alle würden gesund werden. Manche jetzt, manche in fünf, manche in zehn Jahren. Warum gab der liebe Gott, wenn er den Menschen Gesundheit schenkte, sie ihnen nicht gleich? So daß morgen alle gesund nach Hause kehrten. Nun hatte ihn Großvater Sachari mühsam hierher geschleppt und er konnte vielleicht erst nach zehn Jahren gesund werden. Nein, Monka wollte noch diese Nacht genesen und morgen gesund

nach Hause gehen, über die Wiesen laufen, Blumen pflücken, den Schmetterlingen nachjagen und Ball spielen wie die anderen Kinder! Wie lange hatte er schon nicht Ball gespielt. Und er hatte solche Lust zu spielen!

„Bleiben auch welche, die erst nach zwanzig Jahren gesund werden, Großvater?“ fragte Monka plötzlich.

„Wie Gott will, Kind! Auch erst nach zwanzig Jahren“, antwortete Großvater Sachari tiefsinnig und seufzte.

Monka dachte wieder nach. In zwanzig Jahren! Der kindliche Verstand des kranken Jungen konnte das gar nicht verstehen und ein Schatten von Enttäuschung fiel auf seine reine, von Hoffnung und Freude erfüllte Seele. Wenn er das gewußt hätte, hätte er den Großvater gebeten, ihn zum Arzt zu bringen. Zwar sagten alle, daß der Arzt viel Geld verlangt, aber wenn man ihn darum bat, würde er sich mit weniger zufrieden geben.

„Nicht wahr, Großvater, die Ärzte können einen sofort heilen?“ fragte Monka wieder.

„Was kann ein Arzt ohne den Willen Gottes tun?“ antwortete der alte Sachari und fügte etwas vorwurfsvoll hinzu:

„Was du mich nicht alles fragst!“

Monka sagte nichts.

Großvater Sachari stieg schweigend und mühsam den krummen Pfad, der zum Hügel führte, hinan, und der Schweiß rann ihm in Bächlein über das Gesicht.

Als sie oben ankamen, war es schon dunkel. Der Himmel war mit Sternen besät, dicht wie nie zuvor. Ein

milder wunderbarer Schein drückte die Dunkelheit zur Erde hinunter und Monka konnte außer den schlafenden Gipfeln der umliegenden Berge weder den Wald, noch die Flur, noch ihr Dorf und den Weg, den sie heraufgekommen waren, sehen. Der Großvater las Laub und Reisig für ein Feuer zusammen, und Monka hielt sich nahe bei ihm, schaute ängstlich in die Dunkelheit, und eine geheimnisvolle Furcht erfüllte seine Seele. Das Fensterchen der Kapelle blickte wie ein helles Auge unbeweglich und schrecklich in die Dunkelheit, und die dichte Eiche daneben stand da wie ein großer böser Bär mit offenem Maul. In der Finsternis huschten schweigende geheimnisvolle Schatten, die plötzlich aus der Erde auftauchten und wieder in ihr versanken, gespensterhaft vorbei. Hier und da brannten Feuer, von dort klangen abgerissene Worte oder langanhaltendes, tiefes Stöhnen herüber, so daß dem kleinen Monka die Haare zu Berge stiegen. In der Dunkelheit stöhnte eine schwache Stimme: „Mutter, richte mich auf, Mutter? Ich sterbe!“

„Großvater!“ schluchzte Monka und schmiegte sich an die Knie des Alten, der das Feuer anmachte.

„Hab' keine Angst, Junge, fürchte dich nicht!“ sagte der Großvater und streichelte ihn.

Nachdem sie ihr Abendbrot gegessen hatten, hüllte der alte Sachari Monka fest in seinen Mantel ein, und beide legten sich nebeneinander an das flackernde Feuer.

Aber Monka konnte nicht schlafen. Er hörte die abgerissenen Gespräche der Leute, die dunkel und reglos wie Tote um die Feuer lagen, hörte die tiefen Seufzer der

Kranken und plötzlich sah er die große Ikone in der Dorfkirche vor sich, wo das jüngste Gericht abgebildet war, mit der Hölle und den Teufeln, den Sündern, über denen aus den Wolken mit schrecklicher Gewalt Gott angeflogen kam, groß und zornig, mit einem goldenen Strahlenkranz auf dem Kopf.

„Großvater, wann kommt das jüngste Gericht?“

„Was?“ fragte der alte Sachari im Halbschlaf.

„Das jüngste Gericht!“

„Schlaf jetzt, schlaf, Kind!“ antwortete der Alte verschlafen und schnarchte weiter.

Monka schlug die Decke über seinem Kopf zurück, drehte sich auf den Rücken und schaute in den Himmel. Am Himmel funkelten eines neben dem anderen die Sternlein, lieb und schön wie muntere Kinderaugen. Monka schaute sie lächelnd an, und sein kleines Herz füllte sich mit Freude, still und mild wie ihr Licht. Er würde nicht schlafen, er würde warten, um zu sehen, wie zwischen diesen schönen Sternlein der liebe Gott mit dem kleinen Engel erscheinen würde und sie zur Erde herabschwebten. Monka sah in der Phantasie diesen allmächtigen Heiler schon vor sich – den lieben Gott.

Plotzlich wurde ihm übel. Es schüttelte ihn und ihm wurde schwindlig. Ein schwarzer Schleier senkte sich auf seine Augen, ein zweiter, dritter, vierter. Er wollte den Großvater rufen, aber die schwarzen Schleier hoben sich einer nach dem anderen und ihm wurde leicht und schön, als wiegte ihn jemand ganz sacht. Er öffnete die Augen und sah, daß sich der Himmel und die Sterne jetzt hoch,

ganz hoch erhoben hatten. Ein kleiner Stern löste sich vom Himmel und fiel zur Erde. Es wurde hell, ganz hell. Der Himmel öffnete sich und der liebe Gott, groß, sehr groß, schwebte zur Erde herab, mit einem goldenen Strahlenkranz, wie er in der Kirche gemalt war. Ein Engelchen trug ihm seinen Krummstab und sah die Kinder ringsum stolz an wie Zenko, der Sohn des Popen, wenn er bei der Liturgie das Weihrauchfaß vor dem Vater schwang. Was für ein milder, guter Alter der liebe Gott war! Als er heruntergekommen war, kam er gleich auf Monka zu, faßte ihn an der Hand und sagte: „Du sollst gesund sein – und jetzt komm’ mit, ich werde dich zu deiner Mutter bringen.“ Monka hatte seine Mutter nie gesehen. Er ging mit dem lieben Gott zum Himmel, zu den Sternen. Ringsum war alles weit und schön. Von irgendwo tönten Lieder, als läuteten Kupferglöckchen. Monka ging mit dem lieben Gott und ihm war so leicht und froh, daß er seine Mutter sehen würde. Nun waren sie schon hoch, ganz hoch – die Erde war weit zurückgeblieben. . .

„Mutter!“ rief er zum ersten Mal, „Mutter!“

Und dieses wunderbare Wort klang so süß, so schön. Es wärmte sein Herz und er hielt fest und froh die Hand des lieben Gottes.

Früh, noch vor Sonnenaufgang, erwachte der alte Sachari und blickte sich um. In der Morgendämmerung liefen die Leute über alle Pfade, über abschüssige Hänge und Steine wie Wahnsinnige den Hügel hinab, Männer,

Frauen, Blinde, Lahme, manche mit Krücken, andere auf allen Vieren, mit Wagen, zu Pferd — alle eilten hinunter und verschwanden wie Gespenster.

Der alte Sachari erinnerte sich, daß es Brauch war, vor Sonnenaufgang den Hügel zu verlassen, damit die Krankheit zurückbliebe. Er stieß Monka an.

„Monka, Kind. . . komm', Junge!“

Aber Monka lag auf dem Rücken, reglos und kalt, das Gesicht zum Himmel, die Augen still geschlossen. Ein leichtes, wunderbares Kinderlächeln spielte um seine Lippen.

Er war schon oben bei seiner Mutter.

LEPO

Gerade zur rechten Zeit für die sommerliche Landarbeit kehrte der junge Soldat Lepo Gjorgin ins Dorf zurück. Er bog von dem breiten Weg ab und stieg rasch den steilen Pfad durch den Wald zu Prokops Wassermühle hinunter. Die Luft flimmerte in der drückenden Junihitze und alles schwieg erschlaft in der Schwüle. Nur die Mühle im Tal, als einzig lebendiges Wesen, lärmte ununterbrochen, und das eintönige Klappern des Rührstocks hallte weithin durch die stille teilnahmslose Umgebung. Lepo, der den Uniformkragen aufgeknöpft hatte, schritt in seinen schweren Soldatenstiefeln munter vorwärts und rückte den Riemen seines neuen Jagdgewehrs, das ihm mit dem Lauf nach unten über der Schulter hing, zurecht. Er blieb oft stehen, hob sich auf die Zehenspitzen und spähte durch das grüne Laub zur Mühle nach den weißen Ärmeln Voikas, der Müllerstochter, die er mit verzehrender Leidenschaft liebte.

Lepo hatte sie lange Zeit nicht gesehen und nun klopfte sein Herz wie wild in der Brust und das junge Blut schoß ihm ins brennende Gesicht, über das ihm der Schweiß floß. Er eilte und sah in Gedanken schon, wie sie ihm auf der kleinen Brücke vor der Mühle lachend

und froh entgegenkommen würde. Er konnte sich ihr Gesicht, ihre Augen, ihren Mund nicht genau vorstellen, wußte nicht, ob sie zwei oder drei Sommersprossen unter dem einen Ohr hatte. Sein heißes Blut erstickte seine Einbildungskraft und Voika schwebte ihm als ein liebes, süßes Lächeln, vom liebevollen Blick ihrer blauen Augen strahlend, vor. Nur ihr Haar, blond und golden wie gelber Enzian, leuchtend und locker wie der Schweif eines Sterns, sah er deutlich, sah sogar, wie der Abendwind es leicht zauste. Und das Feuer, das in Lepos Seele brannte, strahlte aus seinen Augen, aus seinem sonnengebräunten Gesicht, machte es sinnend, entschlossen und von Hoffnung beseelt.

Voika war die Tochter des alten Gortschilan, der Prokops Mühle gepachtet hatte. Sie war ein kleines hübsches Bauernding, frei und lustig, aber nicht sehr schamhaft. Sie wußte, daß sie verführerisch war, und deshalb war sie keck und leichtsinnig. Sie war noch keine zwanzig Jahre alt und doch hatte sie schon vielen Burschen Worte und Blicke zugeworfen, nach denen man noch lange darauf nicht zur Besinnung kam. Ihr Vater war arm und hatte außer der gepachteten Mühle nichts anderes. Aber das kümmerte Voika nicht. Sie lebte frei und wie es ihr paßte. Sie hatte drei oder vier Jahre in der Stadt gedient und hatte dort gelernt, ihr Haar mit Schleifen zu binden, adrett zu sein, ihr bloßes Hälschen zu zeigen und so mit den Spitzenärmeln ihres Hemdes umzugehen, daß sie bei der geringsten Bewegung ihrer Arme bis zu den Schultern fielen. Das verlockte die Burschen

und berauschte sie selbst. Wenn sie hinter ihrem Rücken Lobpreisungen und Seufzer hörte, bebte sie vor Stolz, machte spielerische Bewegungen wie eine Biene, die bereit ist, summend von Blüte zu Blüte durch die Luft zu fliegen, zu stechen und in der Sonne zu glänzen.

Lepo war ein schöner Bursche. Schon von klein auf hatte er sich als Knecht bei den Wohlhabenderen in den Dörfern verdingt. Er war ein starker, fleißiger und geschickter Junge. Er hütete Schafe in den Bergen, pflügte in den Dörfern in der Ebene, oder arbeitete als Fuhrmann auf den Gütern. Als er sich in Voika verliebt hatte, gab er das unstete Leben auf, wurde Feldhüter des Dorfes und trieb sich den ganzen Tag in der Nähe der Mühle des alten Gortschilan herum. Voika hielt ihn gefangen, neckte ihn, quälte ihn und ließ ihn unter seiner Eifersucht leiden. Manchmal liebte sie ihn vielleicht auch. Wer, weiß? Wann eine Frau wahrhaft von Herzen liebt, hat noch niemand erkannt. Sie traf sich oft mit ihm, sprach lange mit ihm und sah ihm mit einem solchen Blick in die Augen, daß er alle Kränkungen und alles Böse vergaß und sie fast weinend um Vergebung für niebegangene Sünden bat. In solchen Augenblicken schmiegte sie sich sanft und still wie ein weißes Lämmchen an ihn. Er spürte ihr weiches Haar auf seiner Hand und wagte es nicht, sie zu streicheln oder zu küssen. Er bemühte sich nur, nicht zu zittern und sich nicht zu bewegen, um diesen glücklichen Augenblick nicht zu vertreiben. Voika packte sein Gesicht mit beiden Händen, küßte ihn mehrmal auf den Mund und sagte:

„Rühr dich nicht, sonst siehst du mich nie wieder!“

Der arme Lepo stand stocksteif und glühte vor Leidenschaft.

Manchmal, wenn Voika Lepo durch den Wald oder über den Steg kommen sah, ging sie absichtlich in die Mühle und versteckte sich. Dann setzte er sich in den Schatten des großen Nußbaums am Bach und unterhielt sich mit dem alten Gortschilan, der dort mehlbestaubt, auf den Ellbogen gestützt, lag, sein Pfeifchen rauchte und über das Leben philosophierte. Lepo saß wie auf Nadeln, sehnsüchtig darauf wartend, daß Voika sich zeigte, und hörte zerstreut zu. Der alte Gortschilan sprach lange, und wenn er ihn so verloren dasitzen sah, rief er laut:

„He, Döskopf, wo sind deine Gedanken?“

Er lachte aus vollem Hals. Hustete laut und lachte wieder. Lepo wurde rot und lächelte schuldbewußt.

Schließlich, wenn sein Kummer unerträglich wurde, fand er irgendeine Ausrede und ging. Erst dann kam Voika aus der Mühle, den Spinnrocken in der Hand, lächelte versteckt und rief:

„Lepo, komm heute abend vorbei und gehe mit mir ins Dorf. Ich fürchte mich, allein zu gehen.“

Diese Worte waren wie ein Wundermittel für Lepos Herz und sein Kummer verflog restlos. Er wandte sich ihr mit einem Glauben zu, wie der Einsiedler der Sonne und sagte:

„Ich komme gleich zurück.“

Bald war er wieder da und wartete, daß es Abend wurde, um mit ihr ins Dorf zu gehen.

Unterwegs ging sie dicht neben ihm, stützte sich auf seinen Arm und, sich auf die Zehenspitzen hebend, sagte sie:

„Schau, ich bin so groß wie du.“

Lepo stand neben ihr, vor Liebe vergehend und wartete darauf, daß ihm ihre Augen etwas versprachen. Sie sagte:

„Wie ähnlich wir beide uns sind.“

„Du liebst mich nicht. Wie böse du bist, Voika!“

Sie nahm sein Gesicht in beide Hände wie eine Schale, küßte ihn leidenschaftlich und sagte voller Zärtlichkeit:

„Mein Junge ist schon wieder böse. Voika liebt ihn!... Noch und noch und noch!“

Lepo griff nach ihr, umarmte sie ungeschickt und erregt. Dann entzog sie sich ihm und sagte drohend:

„Pst! Die Hände in die Taschen!“

Lepo steckte folgsam die Hände in die Taschen, lächelte gutmütig und blöde und ging neben ihr weiter.

Manchmal, wenn der alte Gortschilan etwas betrunken war und bei dem stetigen Geräusch seines Mühlsteins und dem Klappern der Mühle tief schlief, stahl sich Voika nachts aus dem niedrigen Fenster ihrer Kammer und ging leise zu den Büschen am Bach, wo Lepo mit verhaltenem Atem auf sie wartete. Dort im Dickicht saßen sie eng umschlungen bis zum Morgen.

Aber manchmal kam Voika nicht, und Lepo wartete

vergebens. Die Blätter wurden schwer von Tau, die Sterne verblaßten am Himmel, die Nachtigallen wurden des Singens müde, aber Lepo wachte und wartete. Ein paar Mal ging er an das kleine Fenster und klopfte leise an.

„Voika, ich warte auf dich!“

Aber niemand antwortete ihm. Er ging, erschöpft vom Warten, von Gedanken gequält, zum Umfallen müde zum Dorf, bog über die Wiesen ab und folgte ziellos, wie irr, dem ersten besten Weg. Bei Sonnenaufgang war er wieder bei der Mühle. Voika, über den Steg gebeugt, wusch sich schon das Gesicht mit dem kühlen Wasser. Wie ein goldener Wasserfall fiel ihr das Haar über die Schultern, bis ins Wasser hinab. Die ersten Sonnenstrahlen umspielten sie. Auf dem Wasser des Wehrs schiefen die dichten Schatten der Weiden. Alles war still. Nur die Mühle zankte unversöhnlich mit dem Bach und schien ärgerlich zu sagen:

„Du fließt, du fließt – du wirst noch überfließen überfließen!“

Lepo sprang ans andere Ufer und stand vor Voika.

„Guten Morgen!“

Sie hob ihr nasses, vom kalten Wasser gerötetes Gesicht und rief:

„Ach, Lepo, du siehst aus, als hättest du ein ganzes Jahr nicht geschlafen! Schau mal deine Augen!“

„Wie soll ich meine Augen anschauen. . . Gib mir deine, damit ich meine sehen kann“, bemühte er sich, lustig zu sein, aber seine Worte klangen bitter.

Lepo hatte keinen eigenen Willen mehr. Voika hatte sein Herz verzaubert und es konnte nicht mehr ohne sie leben. Es litt Qualen und siechte dahin.

Bald darauf mußte Lepo zu den Soldaten. Am Abend bevor er gehen mußte, rief Voika ihn zur Mühle und weinte sehr. Auch er weinte. Sie hatte die Hand auf seine Schulter gelegt und wußte nicht, was sie sagen sollte. Sie wiederholte nur immer wieder:

„Lepo, Lepo, wie werde ich es ohne dich aushalten!“

„Du wirst mich vergessen!“ antwortete Lepo bekümmert.

„Nie, nie! Ich werde auf dich warten. Das verspreche ich dir!“

Seitdem waren einige Monate vergangen. Lepo war zurückgekommen, dem Drang seines Herzens folgend, bewegt von der Erinnerung an die letzte Begegnung, an die ihn alles ringsum gemahnte: das Grün und die Kühle, das vertraute Klappern der Mühle, der schäumende Bach, der fröhlich über die moosgrünen Steine sprang. Lepos Seele war von Hoffnung beflügelt, er schritt munter aus, pfiff sich eins und lächelte in Gedanken an Voikas liebes Bild.

Das Geräusch der Mühle war näher und lauter zu vernehmen. Da war schon das Dach. Süßes Sehnen ließ ihn schwach werden. Es verschlug ihm den Atem. Seine Beine zitterten und er lehnte sich an den Stamm einer alten Buche. Von der Mühle klang lustiges Harmonikaspiele herüber, unterbrochen von einem jauchzenden

Schrei. Diese unbekümmerten Klänge schallten übermütig durchs Tal, der Bach stimmte laut mit ein und die Mühle kicherte wie toll.

Lepo staunte. Wer spielte so süß und unbeschwert? Er stieg rasch den Pfad zum Bach hinunter, in den Haselsträuchern blieb er leise stehen und lugte hindurch. Vor der Mühle saß im Schatten des Nußbaums auf einem großen Baumstumpf Ivantscho, der Krämer, und spielte, den Kopf hin- und herwiegend, völlig hingegen. Er hatte die Beine übereinandergeschlagen und seine Stiefel glänzten vor Sauberkeit. Vor ihm stand Voika mit bloßem Hals, die Haare fielen ihr offen auf die Schultern und sie hörte ihm versunken zu. Ivantscho der Krämer schaute sie an und lächelte. Auf seiner Weste baumelte eine schwere Silberkette.

Eine böse Ahnung durchfuhr Lepo. Liebe, Eifersucht und Gekränktheit rangen in seiner Seele und zerstörten im Nu seine rosigen Hoffnungen und blauen Träume. Er fand sich betrogen, konnte nicht länger zusehen und schlug sich in das dichte Buschwerk.

Lange brach er sich ziellos einen Weg durch Gestrüpp und Gezweig, ohne zu wissen, wohin er wollte. Die munteren lustigen Klänge der Harmonika liefen ihm, wie um die Wette, nach. Es war ihm, als wiegte sich im ganzen Wald ein unsichtbarer Horo und umschloß ihn in seinem tollen Ring. Die Eifersucht in seiner Seele wuchs. Er konnte sie nicht mehr ertragen. Er lief weit fort und legte sich erschöpft auf eine Wiese. Vor

Schmerz krallte er seine Finger in die Erde wie die Klauen eines verwundeten Adlers.

Lepo hörte nicht mehr die fröhlichen Weisen der Harmonika, aber vor seinen Augen stand die unbekümmerte Gestalt Ivantschos mit dem dünnen aufgezwickelten Schnurrbart, seiner verwegen aufgestülpten Mütze, der Silberkette und den Stiefeln und quälte ihn. Rachepläne flammten ihm durch den Sinn. Voika war ihm untreu. Sie hatte ihr Versprechen vergessen. Sie liebte einen anderen. Aber Lepo würde eher ins Grab gehen, als von ihr lassen. Er würde sie entführen, oder, wenn sie nicht wollte, sie töten.

Lepo hing lange diesen Gedanken nach, und als er sich Voika erschlagen und tot vorstellte, vergingen seine Gedanken in einem Nebel dumpfer blutiger Freude und seine gerächte Liebe triumphierte. Oder nein! Er würde ihr das Haar bis auf die Kopfhaut abschneiden, so daß sie sich ein ganzes Jahr nicht vor den Leuten zeigen konnte und für alle zum Gespött würde.

Gegen Abend stand Lepo auf, schulterte sein Gewehr und machte sich wie trunken auf den Weg. Alles war aus. Er würde sie nicht mehr bitten. Er würde nicht zu ihr gehen. Aber süße Erinnerungen verdrängten seine schwarzen Gedanken und sein Herz krampfte sich vor Sehnsucht zusammen. Er ging wieder hinunter zur Mühle und überschritt den Steg. Ivantscho war nicht mehr dort. Voika saß allein auf der Schwelle der Mühle und spann. Sie sah ihn und stand überrascht auf, Lepo erkannte, daß sie sich nicht freute. Er begrüßte sie verle-

gen, nahm seine Mütze ab, drehte sie in den Händen und brachte kaum mit erstickter Stimme hervor:

„Erkennst du mich nicht?“

„Natürlich erkenne ich dich, wie sollte ich dich nicht erkennen!“ sagte Voika ein wenig unwirsch.

„Du freust dich nicht. . .“

„Was gewesen ist, ist vorbei.“

Voika ging für einige Augenblicke hinein und kam dann wieder an die Tür.

„Du mußt mich auch vergessen, Lepo!“

Lepo war zum Weinen zumute. Voika, an die er unaufhörlich gedacht hatte, verstieß ihn jetzt kalt und gelassen.

Er kam sich schwach, klein und beleidigt vor.

„Wir werden sehen!“ antwortete er drohend und zornig, setzte seine Mütze auf, wandte sich rasch um und schlug den Weg zum Wald ein.

Die aufbrausende Voika nahm ihm das übel.

„Du kannst mich nicht erschrecken!“ rief sie ihm giftig nach.

Lepo kam spät und vor Kummer wie zerschlagen ins Dorf zurück. Er hatte keine Lust, ins Haus zu gehen. Er setzte sich auf einen Stein vor dem Stall. Der Hund kam zu ihm, erkannte ihn und sprang ihm schmeichelnd auf den Schoß. Lepo streichelte ihm den Rücken, sagte aber nichts zu ihm. So saß er lange, den Kopf in die Hand gestützt, und starrte, ohne sich zu rühren, in die Dunkelheit. Aber er sah nichts. Sein Blick war nach innen gekehrt, in seine Seele, die hoffnungslos klagte. Das Licht

im Haus erlosch. Das Dorf schlief still in den Armen der schönen Sternennacht. Auch die letzten Töne der Flöte eines ungeübten Burschen schwiegen. Ein Kupferglöckchen verklang irgendwo, und die nächtliche Stille erfüllte sich mit dem Zirpen der Grillen und dem stählernen, unermüdlichen Quaken der Frösche im Dorfteich.

Lepo stand auf, ging im Hof umher, war unentschlossen. Dann ging er in den Stall, streichelte die Kuh, an die sich zärtlich ein Kälbchen geschmiegt hatte, und streichelte es auch. Er sagte etwas zu dem alten Pferd, das mühsam das frischgemähte würzige Gras kaute, ging hinaus und blieb stocksteif im Hof stehen. „Voika, Voika!“ schrie es in seiner Seele. „Voika, Voika!“ wiederholten einstimmig die Grillen und sagten beharrlich die Frösche.

Lepo trat leise durch die Pforte hinaus und schlug den Weg zum Feld ein. Eifersucht und Schmerz drängten ihn hinaus, aber er wußte nicht wohin und ging ziellos durch die Dunkelheit. Er fühlte sich allein in der Welt. Nicht einmal ein Hund bellte ihn an. Er ging wie ein durch einen Zauber vertriebener Geist, strauchelte auf der unebenen Erde und lief ziellos weiter. Er ging lange. Zweimal durchquerte er das Feld. In der Morgendämmerung kam er zu den Wiesen, warf sich erschöpft vor Müdigkeit neben einen Heuhaufen und fiel in einen tiefen Schlaf.

Als er am anderen Morgen erwachte, brannte die Sonne am Himmel und die Schäfer trieben ihre Herden zur Mittagsrast. Lepo sprang rasch wie ein Soldat auf

und blickte um sich. Alles war friedlich und still. Auf den Feldern sah man Arbeiter. Irgendwo erklangen Lieder. In der Nähe dengelte ein Mäher seine Sense und das gleichmäßige Geräusch des Dengelhammers hallte fröhlich über die Wiese. Auf dem Hang gegenüber läutete ein Kupferglöckchen. Aber in diesem schönen heimatlichen Bild stand im Nu wieder quälend die Gestalt Voikas vor ihm. Er sehnte sich schrecklich danach, sie wieder zu sehen. Aber er erinnerte sich der Kränkung vom vorigen Tag und sein Herz blutete.

Lepo schulterte das Gewehr und machte sich wieder zur Mühle auf. Wie ein Gespenst überquerte er das glühende Feld bis er wieder im Wald war. Von dort wehte ihm Kühle entgegen und strich wie mit einem Seidentuch über sein heißes Gesicht. Das bekannte Klappern der Mühle klang herüber und weckte alle lieben Erinnerungen, bis zur gestrigen – mörderischen. Lepo hatte ein Gefühl, als hämmerte sein Herz bis in den Kopf, wo es in Scherben zersprang, die seinen ganzen Körper erschauern ließen. Sein Gesicht erbleichte, die Beine versagten ihm den Dienst, und er sank auf einen Baumstumpf, wie von einem ungeheuren Gewicht herabgezogen. In der Ferne ritt Ivantscho der Krämer, von der Mühle kommend, über die Straße. Das Pferd tänzelte unruhig. Er straffte die Zügel, stieß ihm die Sporen in die Weichen und seine Stiefel glänzten in der Sonne. Wieder packte Lepo die gestrige Eifersucht mit ihren Krallen. Er stand auf und ging den gewundenen Pfad zum Wald hinab.

Als er zu den großen Steinen am Bach gelangt war,

blieb er hinter ihnen stehen. Im Wald war es still. Nur das Mühlwasser toste und Lepo Seele. Er lauschte. Es schien ihm, als ob jemand im Wasser plätscherte. Er spähte vorsichtig hinter dem Stein hervor. Im großen von dichten Erlen beschatteten Weiher badete Voika — nackt und weiß, wie eine Schneewehe, die sich von den Berggipfeln gelöst hat. Durch das Erlengezweig fiel ein Regen von Sonnenstrahlen auf Voikas schönen Leib und bedeckte ihn mit goldenen Schuppen. Sie tauchte wie ein Fisch ins Wasser, richtete sich scheu auf und blickte ängstlich lauschend um sich wie eine Nixe. Das Haar fiel ihr über die Brust — weich und naß und glänzte wie gehämmertes Gold.

Lepo stand einen Augenblick wie versteinert. Eifersucht und Kränkung trübten seinen Sinn. Er hob das Gewehr, seiner selbst nicht mächtig, zielte und drückte mit geschlossenen Augen ab.

Ein durchdringender Schrei schallte durchs Tal, fand ein verzweifelter Echo und durchbohrte wie glühendes Eisen Lepo vom Kopf bis zu den Füßen. Er warf das Gewehr fort und floh wie von Wahnsinn gepackt.

Am Abend fand man am Ufer des Bachs Voikas nackten Leib, blutig und tot.

Am nächsten Tag erfuhren die Bauern, daß Lepo in die Stadt gegangen war und sich gestellt hatte.

IGLIKA

Die kleine Herde Schafe und Ziegen, die auf dem sonnigen Hügel verstreut das junge süße Gras rupfte, raschelte und blökte in den kaum ergrünzten Büschen. Ein lustiges Glöckchen schlug brav und regelmäßig an, wie eine Grille zirpte es weithin vernehmlich in der frischen Luft voll Licht und Frühlingsduft. Lebenspendender Sonnenschein überflutete in warmen Wellen die erfrischte Erde, in der das Leben wieder erwachte, das, fieberhaft und ungestüm brodelnd, alles ringsum erneuerte.

Die sechzehnjährige Igluka ging barfuß und ohne Überkleid langsam mit ihrem Spinnrocken inmitten ihrer Herde, in ihre kindlichen Träume vertieft, und rief ab und zu ein ungehorsames Schaf zur Ordnung wie eine Mutter ihr Kind.

„He, Svankarka, was suchst du da im Gestrüpp und läßt deine Wolle drin hängen?“

„Markuschka, du willst wohl Schläge?“

Einige Schafe kamen friedfertig zu ihr getrottet, beschnupperten ihr die Hände mit den feuchten Schnauzen und sahen sie mit ihren dummen gutmütigen Augen an, lieb und bedeutsam, als suchten sie Trost für ihre tiefe, stumme und ewige Traurigkeit.

Igrika kramte in den großen Beutel, der ihr über die Schulter hing, nahm Brotbrocken heraus, gab sie ihnen aus der Hand zu fressen und jagte sie dann freundlich fort:

„Los, weg mit euch! Sonst wollen die anderen auch etwas haben!“

Die Schafe nahmen die Brocken mit dankbarem Blick an, kauten sie und trollten sich mit gesenkten Köpfen, als wollten sie sich tatsächlich vor den anderen verstecken.

Auf einer kleinen mit gelben Schlüsselblumen und Krokussen übersäten Wiese warf die junge Hirtin den Spinnrocken beiseite und begann eifrig Blumen zu pflücken. Ihr frisches unschuldiges Kindergesicht strahlte wie dieser Frühlingstag und in ihren tiefen, fröhlichen und klaren blauen Augen glänzte der Tau der Sorglosigkeit und Freude.

Sie lief auf der Wiese umher, pflückte Blumen, band sie zu einem Sträußchen, sprach mit ihnen und sang.

Plötzlich stoben die Schafe erschrocken auseinander. Das kleine Glöckchen bimmelte rasch und aufgeregt.

Igrika zuckte zusammen, sprang auf einen großen Stein, auf dem eine Ziege stand, und sah sich um, scheu wie ein Reh, das den Jäger gewittert hat.

Aus dem Gebüsch trat ein Waldhüter, das Gewehr über der Schulter, rot und verschwitzt vor Ermüdung.

„Guten Tag, Mädchen!“ sagte er mit lauter, munterer Stimme, als er sie auf dem Stein stehen sah.

Igrika erschrak und wurde verlegen. Diesen unbe-

kannten Waldhüter hatte sie bereits zweimal im Wald gesehen. Früher hatte hier Djado Martin, den Igluka gut kannte, den Wald gehütet. Er war alt und gut, klein und mager gewesen. Gar nicht wie dieser kräftige große junge Mann mit dem dunklen Schnurrbart und Augen, die glänzten wie die eines wilden Tieres.

Sie stieg vom Stein hinunter, trieb die Schafe vor sich her und hatte es eilig, von diesem Menschen fortzukommen, vor dem sie, sie wußte selbst nicht warum, so erschrocken war.

„Wohin so eilig? Schau, du hast deine Blumen vergessen“, sagte er zu ihr wie zu einem Kind und reichte ihr das Sträußchen.

„Schöne Blumen hast du gepflückt!“

Der Waldhüter zog ein großes buntes Taschentuch heraus, wischte sich den Schweiß von der Stirn und sagte:

„Ich kenne mich hier noch nicht aus und bin vom Weg abgekommen. Da habe ich mir die Kleider im Gestrüpp zerrissen. . . Uff, was für eine Hitze!“

Igluka vergaß fortzugehen und stand vor ihm wie angewurzelt, hörte ihm zu, beobachtete, wie er sich das Gesicht trocknete und wie jede Stelle, auf die er drückte, ganz weiß wie Papier und dann wieder rot wurde, als wäre sie verbrannt.

„Wessen Tochter bist du?“ fragte er plötzlich.

„Von Nikola, dem Wassermüller.“

„Ihr habt also eine Wassermühle?“

„Nein, aber Vater arbeitet in einer fremden.“

„Das macht nichts, das ist ganz gleich.“

„Das ist nicht ganz gleich“, antwortete Iglika und lächelte.

„Wie heißt du?“

„Iglika“.

„Ein schönes Mädchen und ein schöner Name“, sagte der Waldhüter scherzend und klopfte ihr auf die Wange.

Iglika wurde rot vor Scham. Sie wollte fortlaufen, aber sie blieb.

„Wieviel Schafe hütest du?“ fragte der Waldhüter und setzte sich auf einen Stein.

„Elf.“

„Und wieviel Ziegen?“

„Neunzehn.“

„Und du noch eine dazu“, sagte der Waldhüter, klatschte in die Hände und lachte ihr lustig ins Gesicht.

„Und ich noch eine dazu, macht zwanzig, antwortete Iglika auch schalkhaft, und ihre runden jungen Brüste, prall wie reife Früchte unter ihrem knappen Mieder, hüpfen von ihrem fröhlichen Lachen.

„Du bist sehr lustig, Fräulein“, sagte der Waldhüter und schlug sich auf den Schenkel.

„Bist du aus der Stadt?“ fragte ihn Iglika, der das Wort Fräulein seltsam und komisch klang.

„Mitten aus Sofia!“

„Oh!“ wunderte sich Iglika. . . kindlich naiv. „Ich an deiner Stelle hätte niemals die Stadt verlassen. Da ist es schöner.“

„Nein, da irren Sie sich, Fräulein! Ich bin lieber auf dem Land, weil es da schöne Mädchen gibt. Solche gibt's in der Stadt nicht. Und ich habe beschlossen, wenn ich einmal heirate, so nehme ich ein Mädchen vom Land. . .“

„Oh, bist du denn nicht verheiratet?“ fragte Iglika, die dem Waldhüter aufmerksam zuhörte und sein rotbäkgiges schönes Gesicht unverwandt betrachtete, noch verwunderter. „Ein Mann mit so einem Schnurrbart und nicht verheiratet! . . Du schwindelst!“

Der Waldhüter lachte schallend, dann fragte er leise, indem er über seinen Schnurrbart strich:

„Hast du einen Liebsten?“

„Pfui, schäm dich!“ antwortete Iglika. „Ich bin noch zu jung.“

Und ganz rot vor Scham wollte sie fortgehen.

„Du bist noch jung, aber so ist's eben. Ich habe mich, sowie ich dich gesehen habe, in dich verliebt“, sagte der Waldhüter und sah Iglika mit einem so langen und unverschämten Blick an, daß sie erschrak.

„Bilde dir nur nichts ein!“ antwortete sie zornig und trieb die Herde über die Wiese.

„Hör, Iglika, sei nicht böse! Wir wollen uns wieder hier treffen. Du wirst doch kommen, nicht wahr? Und dann sollst du mir sagen, ob du mich lieb hast. Wenn du morgen nicht da bist, wirst du mich nie wieder sehen“, rief ihr der Waldhüter nach.

Er sah noch lange hinter dem Mädchen her, das im

Dickicht verschwand, seine nackten, runden Waden, die ganz zerschunden und zerkratzt waren, verbergend. Dann ging er wieder in den Wald mit der Befriedigung und der gespannten Erwartung eines Jägers, der geschickt seine Falle gestellt hat.

Iglika wollte nie wieder an diese Stelle kommen und sich nie wieder mit dem Waldhüter treffen. Aber am nächsten Morgen, sie wußte selbst nicht, wie es geschehen war, fand sie sich wieder auf derselben Wiese.

„Ich werde ihm böse sein und kein Wort mit ihm reden. Er soll merken, daß er nicht so zu mir sprechen darf“, rechtfertigte sie sich.

Sie ließ die Herde rasten, pflückte Schlüsselblumen und setzte sich auf die warme Erde, um einen Kranz zu winden.

Sie band ihn bedachtsam und sorgfältig und sprach mit den Blumen wie am Tag zuvor.

Aber heute erzählte sie ihnen von dem Waldhüter.

Der Tag war wieder schön und warm. Alles ringsum war frisch und hell. Insekten summten in der Luft und ihre Flügel schillerten golden in der Sonne. Iglika fing ein schwarzgepunktetes Marienkäferchen, setzte es auf die Hand, sang das Liedchen, das für die kindliche Phantasie geheimnisvoll und traumhaft ist:

„Marienkäferchen, Marienkäferchen! Sag, mir, wohin ich heiraten werde?“

Das Tierchen öffnete langsam die Flügel, verharrte zitternd, hob sich dann hoch in die Luft und verschwand.

Iglika konnte nicht sehen, in welche Richtung es geflogen war, und ihr wurde traurig zumute. Ringsum war es ganz still geworden. Sogar das Schafglöckchen läutete nicht mehr. Sie sah erschrocken über die plötzliche Stille und über ihr Geheimnis, das sie dem Marienkäferchen verraten hatte, scheu um sich und beugte sich wieder über ihr Kränzlein.

Plötzlich stob die Herde auseinander. Das Glöckchen klingelte angstvoll. Aus dem knackenden Gebüsch sprang der Waldhüter, sonnenverbrannt und schön wie am Tag zuvor.

„Guten Tag, Mädchen!“

Iglika wollte den Gruß erwidern, aber sie brachte kein Wort hervor.

Der Waldhüter setzte sich dicht neben sie, nahm das unvollendete Kränzchen auf und betrachtete es.

„Warum flichtst du es nicht zu Ende?“

„Gib es her!“ Sie riß es ihm aus der Hand.

„Da hast du's, aber wenn es fertig ist, mußt du es mir schenken!“

„Das weiß ich nicht!“ antwortete Iglika schroff. Und plötzlich wurde sie auf diesen schnurrbärtigen Mann böse. Sie dachte an den alten Martin, der so gut gewesen war, und sie wurde traurig.

„Wo ist Djado Martin?“ fragte sie plötzlich.

„Er ist versetzt worden.“

„Er war so gut. . . und was für schöne bunte Spinnrocken er machen konnte!“

„Gut! Natürlich war er gut. Kann so ein alter Mann

wie er böse sein? Er hatte keinen einzigen Zahn mehr im Mund. Aber schau dir meine an!“

Der Waldhüter zeigte sein Gebiß wie ein Wolf dem Lämmchen und sagte lachend:

„Wenn ich wollte, könnte ich dich fressen!“

Diese Worte gefielen Iglika nicht. Sie sprang auf. Es entstand ein peinliches Schweigen.

„Warum bist du so nachdenklich geworden?“ fragte der Waldhüter. „Setz dich und mache deinen Kranz fertig!“

Iglika zögerte ein wenig, dann sammelte sie die Blumen auf, die verstreut im Gras lagen, setzte sich und flocht schweigend das Kränzlein weiter.

„Wenn du zornig bist, bist du schöner“, sagte der Waldhüter.

Iglika antwortete wieder nicht.

Der Waldhüter griff in seine Tasche, holte ein Stückchen Zucker heraus und warf es ihr in den Schoß.

Iglika warf es verärgert fort.

Der Waldhüter warf ihr noch eines zu.

„Was bist du für einer!“ sagte sie und mußte lachen.

Der Waldhüter warf ihr noch eines zu. Iglika nahm es in die Hand und zielte damit nach ihm. Er öffnete seinen Mund und steckte den Kopf vor.

„Wirf's mir in den Mund!“

Iglika traf ihn an der Stirn und lachte hellauf.

„Siehst du!“

„Mach den Mund auf und du wirst sehen, wie gut ich treffen kann!“ sagte der Waldhüter.

Iglika, die wie jedes Kind ihren Zorn bald vergessen hatte, war von dem Spiel hingerissen. Sie sperrte den Mund auf.

Der Waldhüter rückte noch näher und steckte ihr das Stückchen Zucker in den wie eine Rosenknospe geöffneten Mund.

Iglika zerbiß es lachend.

Der Waldhüter schüttete einen ganzen Haufen Zuckerwürfel ins Gras und fing an, sie einen neben den anderen um sie herum zu legen.

„Warte, wir wollen sehen, ob ich dich mit den Würfeln einzäunen kann.“

„Laß eine Tür offen, sonst kann ich nicht hinaus!“ sagte Iglika fröhlich und sah ihm zu wie er um sie herum ging. Jedesmal, wenn er sich bückte, spürte sie die Wärme, die in Wellen von seinem schönen männlichen Gesicht auf sie zukam. Das Spiel gefiel ihr. Der Waldhüter schien ihr nicht mehr böse. Er war anders als die anderen Leute. So viel Zucker hatte er, so lustig, und spaßig war er, so viele schöne Worte sagte er. Sie sah ihn an wie im Traum, sie fürchtete ihn und schrak zurück, sie konnte aber nicht von ihm fortgehen. Er schien ihr wie ein König, reich und mächtig, dem sich alle unterwarfen, der alles tun konnte, was er wollte.

„Fertig, das ist unser Haus“, sagte er, indem er sie mit den Zuckerwürfeln umgab, „und du bist, sagen wir, meine junge Frau.“

Er blickte dem Mädchen lange in die Augen wie ein Adler, der aus der Höhe eine kleine Feldmaus verfolgt.

Iglika sah zur Seite.

„So ein Haus kannst du für dich behalten! Ein bißchen Regen, und es schmilzt!“ sagte sie.

„Für dich werde ich ein anderes bauen, wenn du mich nur nimmst“, sagte der Waldhüter und umschloß ihre Hände mit seinen kräftigen Pranken.

„Laß mich los! Du lügst!“ Iglika versuchte, sich ihm zu entziehen.

Da nahm der Waldhüter sie wie ein Kind in seine starken Arme und sprach leise und zärtlich auf sie ein:

„Iglika, du bist schön! Du bist nicht mehr zu jung. Du bist schon ein richtiges Mädchen. Ich liebe dich und will dich haben. Dort in der Stadt wirst du wie eine Königin sein. Die Schönste von allen. Ich laß dir Kleider machen, was für welche du haben willst, ich werde dir alles geben, du brauchst's nur zu sagen.“

Iglika lag verraten und verloren wie ein Kälbchen auf der Schlachtbank, von seiner Zärtlichkeit bestrickt, vor Scham vergehend, von seinen Worten verzaubert an seiner Brust.

„Sag, willst du mich, Iglika?“ flüsterte der Waldhüter über ihr. In der wunderbaren Stille dieses Frühlingstages klangen ihr seine berausenden Worte, als kämen sie vom Himmel.

„Ich will dich, ich will dich“, sagte sie kaum hörbar.

Der Waldhüter legte sie sanft und unmerklich ins warme Gras.

Gegen Abend, als dieser schöne Frühlingstag schon verlosch, ging Iglika mit gesenktem Kopf hinter der

Herde und trieb sie zum Dorf. Neben ihr schritt, das Gewehr über der Schulter, der Waldhüter, zweimal so groß wie sie und sagte:

„Sei ganz ruhig. Treib deine Herde morgen wieder dort hinauf. Diese Woche werden wir uns jeden Tag treffen. Dann werden wir uns verloben und alles ist in Ordnung.“

Iglika hörte ihm vertrauensvoll zu und in ihren Kinderträumen malte sich eine wunderschöne Zukunft, in der sie sich verlor wie eine Fliege im goldenen Spinnennetz.

Am nächsten Tag trieb sie ihre Herde wieder auf dieselbe Wiese.

Der Tag war warm und schön wie der Tag vorher. Aber Iglika sang nicht und rief auch ihren Schafen, die still zwischen den Büschen weideten, nichts zu. Sie saß auf dem großen Stein wie auf einem Thron, barfuß, den Spinnrocken in der Hand, wie das arme Königstöchterlein aus dem Märchen. Ihre Augen blickten unverwandt in die Weite, nach unten, wo der Weg sich zum Wald schlängelte. Sobald dort ein Mensch auftauchte, sprang sie flink wie eine Gemse hoch, richtete sich auf dem Stein auf, war halbtot vor Erregung und sah lange hinab. Die Dinge verschwammen ihr vor den Augen vor Anspannung. Sie wischte sich die Augen, beschattete sie mit der Hand und schaute wieder aus. Ihre Nasenflügel weiteten sich, ihre Seele erbehte in einem süßen unerklärlichen Schauer.

Den ganzen Tag verbrachte sie in fieberhafter Erwartung, aber der Waldhüter kam nicht. Das Sträußchen, das sich neben dem Ohr an ihre Wange schmiegte, verwelkte. Am Abend kehrte sie gebrochen und verzweifelt mit ihrer Herde zurück.

Am nächsten Tag ging sie wieder an dieselbe Stelle und wartete. Aber vergebens. Die Blumen, die sie für ihn gepflückt hatte, welkten und starben in ihrer Hand. Die sanften Schafe kamen fromm zu ihr, sahen sie still an und in ihren leidenschaftslosen Augen stand eine stumme traurige Frage. Aber Iglïka streichelte sie nicht, gab ihnen auch kein Brot aus der Hand zu fressen, und sie gingen wieder, tief aufseufzend.

Der Waldhüter war wieder nicht gekommen. Er kam auch am vierten und am fünften Tag nicht. An seiner Statt kam der alte Djado Martin.

„Bist du's wieder, Djado Martin? Und der andere?“ fragte Iglïka verwundert und ängstlich.

„Er ist in die Gegend von Varna versetzt worden. Seine Frau soll krank sein. Und wie geht's dir?“ fragte der gute Djado Martin.

Iglïka antwortete nicht. Ihr schwindelte. Sie setzte sich auf den Stein und alles drehte sich um sie.

Ihr armes kleines Herz krampfte sich vor einem Schmerz zusammen, wie es ihn noch nie empfunden hatte.

DIE FEE

Diesen Sommer verbrachte ich auf dem Lande in meinem schönen Dorf, wo immer die Sonne scheint. Es liegt auf einer malerischen Anhöhe mit der Aussicht auf ein unendlich weites, von fernen Bergen eingerahmtes Bild mit Hügeln und Ebenen, worüber sich schwarze Brachäcker und grüne Fluren wie Fahnen ausbreiten.

Ich war achtzehn Jahre alt, hatte keine Sorgen, besaß ein Gewehr, einen Hund und gab mich meiner brennenden Leidenschaft zur Jagd hin. Vom leichten Hauch der Feldkräuter erfüllt, wiegten mich die Sommernächte an der Brust der Mutter Natur in süßen Schlaf. Morgens, wenn leichte Dämpfe wie weiße Schleier den verträumten Wäldern entstiegen und unter dem ersten Blick des Tages schmolzen, schwang ich das Gewehr über die Schulter und streifte bis zum Abend durch die nahen wildreichen Wälder, wo viele Quellen plätscherten. Ich atmete die Gebirgsluft ein, trank Wasser aus den Bächen, aß das harte Brot aus der Schultertasche, sprach mit den Vögeln, ahmte ihre Stimmen nach, umarmte große bemooste Buchen, schlanke Äste junger Eichen und tummelte mich im Wald wie ein junges Tier. Und wenn irgendwoher das hallende frische Lied der Mäd-

chen erklang, die auf dem Feld arbeiteten, fuhr ich zusammen, hörte das Rauschen des warmen Blutes in meinen Adern, jauchzte und schoß mit dem Gewehr, daß der Wald vom jubelnden Echo erzitterte. Wenn der nahende Abend die Berggipfel vergoldete und Schatten die Täler füllten, wenn es still wurde im Walde und die Nacht sich mit ihren seltsamen Erscheinungen lauernd einschlich, lief ich mit meinem Hund über die Felshöhen, dann den Weg an Vater Lilos Schafpferch hinunter und kehrte ins Dorf zurück.

Jedes Mal wählte ich diesen Weg. Dort trieb um diese Zeit Vater Lilos Tochter Kalina, die kleine Schäferin, ihre Herde zusammen und es zog mich etwas immer wieder hin.

Wenn ich durch das Tal ging, sah ich jenseits des Hügels auf dem großen Felsen am Weg ihr schlankes Schattenbild, das sich vom abendlichen Himmel abhob. Barfuß, barhaupt, einen Stab unter dem Arm stand sie da, strickte einen Strumpf und sang. Um sie herum weidete friedlich die verstreute Schafherde und der weiche Klang der Glocken schwang beruhigend in der Dämmerung. Sobald sie mich erblickte, unterbrach sie ihr Lied, rief der Herde etwas zu und verschwand. Erst wenn ich schon weiter weg war, ertönte wieder ihr klingendes Lied, laut und gedehnt mit seltsamen Zwischenrufen.

Ihre Stimme drang irgendwie wild durch die Abendstille und weckte in mir Erinnerungen an fürchterliche Dinge, an Räuber, Plünderungen und Blut. Als spürte

auch er eine Gefahr, lief der Hund bei Fuß und sah sich ängstlich um.

Kalina war sechzehn Jahre alt, schlank und anmutig. Weizenährchen nannten sie alle. Sie hatte große, kornblumenblaue, helle Augen, ein Gesicht so fein und zart, als hätte selbst die Sonne es verschont.

Irgend etwas drängte mich, ihr zuzuhören, sie anzuschauen, und es schien mir, als wartete auch sie auf mich. Wenn ich ihr aber etwas sagen wollte, wurde sie rot, verscheuchte die Schafe und lief hinter der Herde her.

Einmal überraschte ich sie an einer Quelle im Wald. Sie stand vorgebeugt da und bespritzte sich das Gesicht. Als sie mich sah, fuhr sie zusammen. Ihr nasses, vom kalten Wasser gerötetes Gesicht strahlte einen Hauch von Frische und Jugend aus. Verlegen band sie die Zipfel des Kopftuches zusammen und stand dann vor der breiten Steinplatte der Quelle wie eine kleine Bachstelze da. Eigentlich wollte ich sie begrüßen, sagte aber kein Wort. Der Hund lief zu einer kleinen Pfütze hinunter und begann geräuschvoll zu saufen.

„Wie durstig er ist!“ sagte sie.

„Müde ist er.“

„Kein Wunder, wenn ihr euch dauernd herumtreibt!“ lachte sie und betrachtete aufmerksam den abseits stehenden Hund, von dessen Schnauze Wasser tropfte. Er prustete und leckte sich die Lefzen. Ihre Hand machte eine Bewegung des Abscheus.

„U-u, wie er aussieht! Ich kann ihn gar nicht anschauen!“

Dann sagte sie zu mir:

„Du treibst dich den ganzen Tag herum, ich habe dich aber auf dem Rückweg noch nie mit einer Jagdbeute gesehen.“

Sie merkte, daß ihre Worte mir einen Stich versetzten, und lachte. Ich antwortete nicht. Sie blickte mich mit ihren wundervollen blauen Augen fest an.

„Solche Jäger habe ich schon viele gesehen!“

Ein geheimnisvolles, kränkendes, doch schönes Lächeln umspielte wieder ihr Gesicht und die Zähne blitzten weiß und rein.

„Wenn ich vorgestern nicht dabei gewesen wäre, hättest du einen Hasen erlegt. . .“

„Wieso?“

„Der Hund hetzte gut, ich habe ihn aber herbeigelockt und abgelenkt“.

„Warum?“

„Nur so, um dich zu ärgern.“

Sie lachte wieder. Ihr Lächeln war wie die Sonne, die einen Augenblick lang die Wolken durchbricht, über dem Feld aufleuchtet und sich wieder versteckt.

„Du haßt mich also?“

„Wieso sollte ich dich hassen? Ich kann jemand ärgern, auch wenn ich ihn nicht hasse.“

Eine Wolke verdeckte wieder die Sonne.

„Wo bist du jetzt gewesen?“

„Ich habe ein Glöckchen gesucht. . . Hast du nicht irgendwo ein Glöckchen gefunden?“

„Nein! Was für ein Glöckchen?“

„Markuschka hat gestern ihr Glöckchen verloren.“

„Wer ist Markuschka?“

„Markuschka, eines unserer Schafe. Nicht um das Glöckchen tut es mir leid, nur um das Halsband, das erste Halsband, das ich aus Glasperlen geflochten habe. Es war so schön und ich war noch so klein, als ich es flocht!“

„Du bist auch jetzt noch klein.“

Sie war gekränkt und machte ein strenges Gesicht.

„Nicht so klein, wie du denkst. Ach Gott!“ sagte sie, „Alle ärgern mich immer damit, daß ich klein bin. Und alle verspotten mich!“

„Das glaube ich nicht. So ein schönes Mädchen. . .“

„Ach, schön! Schau dir nur an, wie blond ich bin! Sie haben mich Weizenährchen getauft, weil ich wie eine reife Ähre aussehen soll, und Katzenaugen hätte ich obendrein. Bei uns mag man keine Blonden.“

„Du siehst eher wie eine Pfingstrose im Ackerfeld aus und nicht wie eine Ähre.“

„Da, nun hast du was neues ausgedacht. Ach Gott, nach wem bin ich nur geraten! Keinem Menschen im Dorf sehe ich ähnlich. Alle – schwarz wie die Zigeuner und ich – blond wie eine Fee.“

„Du mußt stolz sein auf dein goldenes Haar und auf deine Meeraugen.“

„Was für welche? Meeraugen?“

Sie lachte laut und klingend, ein frisches, volltönendes Lachen, das wie aus einer Quelle hervorsprudelte. Dann fragte sie plötzlich:

„Magst du Blonde?“

„Natürlich.“

„Bist du dumm!“

Gerührt sah mich Kalina lange an. Freude und Kränkung kämpften in mir. Ich spürte, daß ich versank, daß mich dieses kleine Geschöpf, zugleich Reh und Fuchs, Ähre und Blume, Sperling und Teufelchen, ganz überwältigt hatte.

Langsam senkte sich der Abend über den Wald. Wir brachen schweigend auf. Ringsum war alles still. Nur eine unruhige Turteltaube gurrte irgendwo in einem fort. Die Luft roch nach Wasser und Laub. Ohne ein Wort zu sprechen, bestiegen wir die Anhöhe, von der die Hütten der Eltern Kalinas zu sehen waren, und liefen den steinigen Pfad hinunter. Der Westen erlosch allmählich. Ein warmes, angenehmes, unaussprechlich schönes Gefühl erfüllte mich und schmolz wie der Tag im sanften stillen Sommerabend dahin. Kalina, das Weizenährchen, ging neben mir her, bückte es sich ab und zu, um Blumen zwischen den Sträuchern zu pflücken. Sie erschien mir schöner als die Königstochter im Märchen. Leicht schritt sie dahin. Mir war, als ginge eine Erscheinung neben mir her, die dem Wald entschlüpft ist, um mich mit diesem Feldblumenstrauß zu begleiten.

„Wer ist dein Liebster?“ fragte ich.

Sie bleib stehen, blickte mich an und antwortete nicht. In der Dämmerung sahen ihre Augen dunkel aus.

„Unser Knecht, Lukan spricht oft von dir.“

Sie lachte und bog rasch durch die Sträucher zu den Hütten ab.

„Leb wohl!“

Ich blieb allein. Vor Kummer zog sich mein Herz zusammen.

Ich weiß nicht, wie ich auf Lukan, unseren Knecht, zu sprechen kam. Er war 25 Jahre alt, ein armer, schüchtern, stiller Bursche, eine gute, ruhige, träumerische Seele. Oft übernachtete ich mit ihm in der Bretterhütte an unserer Wiese, am Rande des Maisfelds, unweit von den Hütten der Eltern Kalinas. Wenn wir abends am schwelenden Feuer saßen, erzählte mir Lukan lange Märchen von armen Burschen, die mit der Hilfe von Hexen, Wundern, Krähen und Füchsen Königstöchter heirateten. Sein leises gleichmäßiges Sprechen glich dem eintönigen Rauschen des Maisfeldes. Manchmal setzte er sich auf die Hüttenschwelle, holte seine Hirtenflöte hervor und spielte traurig, entrückt langgedehnte Melodien. Seine träumerische Seele ergoß sich in eine Flut von sanften zarten Tönen, in denen die Weite des Feldes, das Rauschen der Roggenähren, das heitere Plätschern der Quelle, das eintönige Lied des Flusses, der ferne Widerhall lachender, singender Mädchenstimmen, die schauerliche Heimlichkeit der tiefen Waldschatten mitschwangen.

„Kennst du Kalina, das Weizenährchen?“ fragte er mich einmal.

„Ich kenne sie.“

„Ein schönes Mädchen, nicht wahr?“

„Sehr schön!“

Er seufzte.

„Warum? Liebst du sie?“

„Wie sollte ich nur? So weit, so fern ist sie von mir. Sie ist die Sonne und ich bin der Erdschlamm.“

Er sagte das gut, herzlich und schön, wie ein Dichter, und blickte mich mit seinen sanften Augen traurig an. Ein süßer Wunschtraum flammte in ihnen auf und erlosch. Ein Seufzer voller Sehnsucht entrang sich seiner Brust. Sein Gesicht sah traurig, wie versteinert aus.

Eines Tages traf ich wieder Kalina im Wald. Sie hatte sich einen Kranz aus Buchenlaub, Blumen und Kräutern aufgesetzt. Ihre Augen waren ungewöhnlich blau. Sie drehte einen langen Stock in der Hand, hüpfte über den Pfad und sang trällernd. Als sie mich sah, wurde sie verlegen.

„Suchst du immer noch das Glöckchen?“ fragte ich.

„Nein. Wer weiß, wo es hingefallen ist. Wenn du es zufällig findest, gibst du es mir dann?“

„Ich werde es Lukan geben, damit er es dir bringt“, erwähnte ich wieder unwillkürlich den jungen Burschen.

Mein Scherz war unangebracht. Kalina wurde böse, blitzte mich mit den Augen an, stellte sich bösartig wie eine Viper vor mich hin und blickte mich wütend an. Schwer wurde mir ums Herz, ich bereute es, erschrak vielmehr. Von einem stechenden Gefühl der Eifersucht getrieben, wogegen ich mich nicht wehren konnte, fuhr ich fort:

„Lukan ist ein guter Bursche. Ich weiß, daß du ihn lieb hast.“

Sie erwiderte erbost:

„Wie kommst du dazu, mir diesen Lukan unter die Nase zu reiben?“ und sagte dann entschieden:

„Ich liebe ihn, natürlich!“

Wie ein Giftzahn verwundeten diese Worte mein Herz und es verkrampfte sich vor Schmerz.

Sie ging auf mich zu, biß die Zähne zusammen, schlug mehrmals die kleinen Fäuste aufeinander und sagte:

„Platz nur vor Qual!“ und schüttelte sich vor Lachen, ein hohes boshafte Gelächter, das im Wald weit zu hören war.

Tränen stiegen ihr in die Augen. Sie wurde gleich sanft, blickte mich mitleidig an, ließ den Stock fallen, öffnete die kleinen Arme, warf sich wild und stumm an meinen Hals, versenkte ihre Lippen in meinen Mund und hielt mich lange fest.

Zitternd drückte ich ihren kleinen Körper an mich, atmete den Waldduft ihres Haares ein und wußte nicht, was ich sagen sollte. Sie ließ mich los und sprang zurück.

„Hast du nun verstanden?“

Sie schlug mir mit einer Blume zärtlich ins Gesicht und sagte liebevoll:

„Stadtkind!“ und raschelte durch die Sträucher davon.

Taumelnd stand ich da und konnte sie nicht zurückrufen. Meine Beine zitterten vor Erregung. Ich setzte

mich ins Gras. Durch das Waldlaub spielten Sonnenstrahlen und ergossen sich wie Goldmünzen auf die Erde. Von diesen tanzenden Strahlen berührt, war mir den ganzen Tag wohl und heiter zumute und der ganze Wald roch nach Kalinas wundervollem Haar.

Als ich abends den Genspfad zu den Hütten hinunterlief, ging mir vor Erregung fast der Atem aus.

Kalina stand barfuß in Hemdärmeln ohne Kopftuch auf dem großen Felsen am Pfad, einen Stock unter dem Arm, und flocht einen Kranz. Ihr Schattenbild hob sich vom flammenden Horizont wie das Bronzestandbild einer heiligen Schäferin aus biblischen Zeiten ab.

Sie sang und stieß dabei laute Zwischenrufe aus. Mir war, als rief ein mitleidiger Vogel, um jemandem den Weg zu weisen.

Als sie mich erblickte, unterbrach sie ihr Lied und verschwand vom Felsen. Ich wollte sie sehen. Den ganzen Tag hatte ich auf diese Abendstunde gewartet. Von süßer Müdigkeit erschöpft, blieb ich auf dem Pfad stehen.

Plötzlich ergoß sich ungestüm über meinen Kopf eine Blumenflut und es erklang das schallende Lachen Kalinas. Am raschen Trab ihrer bloßen Füße erkannte ich, daß sie weglief. Ich umarmte die Blumen, die auf meine Brust gefallen waren, drückte sie ans Herz und wartete lange. Sie ließ sich aber nicht blicken.

In dieser Nacht hatten wir beide, Lukan und ich, uns in der Bretterhütte auf einem Lager aus frischem Heu ausgestreckt und sprachen von Kalina, bis der Morgen

graute und die Sterne am aufgehellten Himmel dahinschmolzen.

Am nächsten Tag kam sie von der Quelle mit vollen Kupferkesseln über den Weg, der durch unsere Wiese führte. Ich hielt sie an.

„Laß mich Wasser trinken!“

„Die Quelle ist nicht weit. Wenn du Durst hast, geh hin und trink!“ sagte sie schroff.

Ihr Blick war streng und spöttisch.

„Läßt du mich trinken? Das ist das Lösegeld für den Gang über die Wiese.“

„Und was wünschst du noch?“ erwiderte sie verletzend.

Kränkung, Zorn und Liebe wallten mein Blut auf und erstickten jedes Wort. Sie sah mich immer noch so prüfend und spöttisch mit ihren großen blauen Augen an und mir war, als spürte ich einen kühlen Hauch aus ihrem Blick.

„Hast du noch was zu sagen?“ entgegnete sie.
„Denk ja nicht daß ich mich wegen dir umbringe!“

Sie lachte laut und ließ mich stehen. Mir war, als seien alle Blumen auf den Wiesen verwelkt, alle Grillen verstummt, alle Vögel entflohen, als schwebte ich mutterseelenallein zwischen Himmel und Erde. Meine lichte junge Welt wurde plötzlich dunkel, über meine sonnige Stimmung senkten sich Schatten auf Schatten.

Am anderen Tag klopfte es frühmorgens an die Hütentür. Ich hörte die heitere Stimme Kalinas:

„He, Langschläfer, die Hasen warten auf dich!“

Ich lief schnell hinaus. Lukan war schon zur Arbeit gegangen. Kalina stand vor der Hütte.

„Du schläfst wie ein kleines Kind. Zu beneiden bist du! Und ich bin schon so lange auf. Weißt du was?“

Sie strahlte vor Freude. Die schwarzen Wolken, die sich auf meine Seele gesenkt hatten, stiegen eine nach der anderen empor.

„Was denn?“

„Heute bin ich den ganzen Tag allein.“

Ich stand an der Tür und schaute sie, mich vor Liebe verzehrend, an. Ich zitterte vor Angst, sie wieder zu verscheuchen.

„Laß mich deine Hütte sehen.“

Ich trat von der Tür zurück.

Sie schlüpfte hinein, wie ein Vogel ins Nest, und warf sich auf das Heu.

„Ein königliches Lager hast du. Komm herein, steh nicht so da wie ein Klotz.“

Gehorsam ging ich hinein. Sie lehnte mit dem Fuß die Tür an.

Seit diesem Tag ging ich selten auf die Jagd. Kalina war mein ein und alles. Wir trafen uns oft in der Hütte, im Wald, an der Quelle und am großen Holunderbusch zwischen den Maisstauden, wo wir uns einen Bau ausgehoben hatten. Bei jeder Trennung vergingen wir vor Sehnsucht nach der nächsten Begegnung. Kalina, das zarte Weizenährchen, verwandelte sich in eine prachtvolle lebendige, unersättlich wilde Blume, sang den gan-

zen Tag, jauchzte und wollte mich immer wieder umarmen. Ich welkte dahin, wurde blaß und alle lasen aus meinen Augen ein schlechtes Gewissen.

Zu dieser Zeit trafen entfernte Verwandte aus der Stadt ein, um den Sommer bei uns zu verbringen. Zwei alte Damen und das schöne Fräulein Nikolina. Sie hatte gerade ihr Reifezeugnis erhalten. Ihr langes kastanienbraunes Haar fiel in zwei prächtigen, von blauen Bändern zusammengehaltenen Flechten auf die Schultern. Sie war noch nie auf dem Land gewesen und sah so aus, als sei sie in eine andere Welt geraten.

Schon am zweiten Tag führte ich unsere Gäste zur Wiese, wo ich übernachtete. Fräulein Nikolina lief kreuz und quer über das Gras, jauchzte und sang wie ein Vögelchen, das dem Käfig entflohen ist. Diese Welt war ihr neu. Sie hatte keine Schnitter und auch keine Störche gesehen. Jener große blaue Vogel, der immer allein über die Wiesen fliegt, machte ihr einen tiefen Eindruck. Sie fragte mich nach den Namen der Bäume, Blumen und Berge, staunte über meine Kenntnisse und blickte mich voller Ehrfurcht an. An diesem Tag trug ich anstelle der verschmutzten Jägerkluft einen guten Anzug, hatte einen Kragen umgelegt und einen neuen Strohhut auf. Wir frühstückten im Schatten der großen Eiche und brachen dann zu einem Spaziergang auf. Nikolina hängte sich bei mir ein und wir gingen zur Quelle, um Wasser zu trinken. Die Alten blieben auf der Wiese.

Fräulein Nikolina hielt mich am Arm und schmiegte

sich eng an. Ihre Fragen und ihre Begeisterung nahmen kein Ende.

An der Quelle stand Kalina. Als sie mich Arm in Arm mit diesem unbekannten Mädchen sah, erblaßte sie. Auch ich wurde wohl unruhig, denn Fräulein Nikolina blickte uns nacheinander an und fragte:

„Wer ist das?“

„Guten Tag, Kalina!“

Kalina antwortete nicht. Sie nahm rasch ihre Kupferkessel auf und entfernte sich mit hängendem Kopf.

Am Abend konnte ich Kalina nicht sehen, wie wir verabredet hatten. Ich traf sie am nächsten Tag bei der Hütte ihrer Eltern. Mit einem Ährenbündel und einer Sichel in der Hand kam sie zurück. Als sie mich sah, bog sie rasch vom Weg ab. Ich ging ihr entgegen.

„Warum läufst du fort?“

Sie blickte mich vorwurfsvoll, boshaft an und sagte zornig:

„Geh mir aus dem Weg! Du hast eine Braut!“

„Das ist nicht wahr!“

„Ich habe euch gesehen. Scher dich fort!“

Die Sichel blitzte in ihrer Hand. Sie holte aus, bereit, mir die Augen auszustechen, fauchte mich böse, drohend an und lief davon.

In den nächsten Tagen traf ich sie nirgends, sah nicht ihr schlankes Schattenbild auf dem Felsen und hörte auch nicht ihr Lied. Ich litt. So oft streifte ich um die Hütte herum, lauerte ihr im Maisfeld auf, doch sie ließ sich nirgends blicken. Lukan schlief jetzt allein in der

Wiesenhütte. Ich fragte ihn mehrmals, ob er in letzter Zeit Kalina gesehen habe. Er verneinte trocken.

Als ich an einem mondhellen Abend aus dem Maisfeld hinaus trat, wo ich gewartet hatte, schien mir, als hätte ich eine Frau gesehen, die unsere Hütte verließ und schnell im Wäldchen verschwand. Darauf hörte ich die Flöte Lukas. Die klingenden, leidenschaftlichen, sehn-süchtigen Töne erfüllten mich mit Qual und Eifersucht.

Wer war diese Frau? Doch nicht Kalina, mein kleines Weizenährchen? Ich konnte es nicht länger ertragen und beschloß, die beiden zu beobachten.

Eines Abends versteckte ich mich bis es ganz dunkel wurde im Wäldchen, schlich dann leise fort und stieg auf den beladenen Heuwagen, der bis zum nächsten Morgen auf der Wiese stehen gelassen wurde. Von dort sah ich die vom Feuerschein beleuchtete Hütte Kalinas, wo lange Zeit Menschenschatten vorbeihuschten. Als alles still geworden war, schritt die dunkle Gestalt Lukans über die Wiese auf den Wagen zu, von dem ich spähte, setzte sich unten hin und blies die Flöte. So innig, so ergreifend und so hingegen hatte er noch nie gespielt! Und da antwortete auch ein Herz seinem leidenschaftlichen Ruf. Eine leichte Frauengestalt mit weißem Kopftuch trat leise heran und lief quer über die Wiese. Lukans Flöte verstummte. Ich hörte Geflüster und erkannte Kalinas Stimme. Die beiden saßen unter dem Wagen.

Liebesgeflüster! Verstummte Flöte! Stille Sommernacht! Heuduft. Eifersucht, Neugier, schlechtes Gewissen. Mir war, als ob ich wie der Heuduft verdunstete,

mich in kleine Teilchen auflöste, als bliebe nur ein jämmerliches unnützes Nichts von mir übrig.

„Ich kann nicht!“ hörte ich Lukans schroffe Antwort.

„Feigling! Schieß mit der Flinte auf sein Lager, wenn er schläft, zünde die Hütte an und lauf dann fort!“

„Wann wird er in der Hütte schlafen?“

„Morgen Abend.“

„Überlege es dir bis morgen Abend, sonst geht es auch dir schlecht!“

„Kalina, ich werde ihm alles verraten.“

„Ach, Luko, Luko! Du liebst mich nicht!“ flüsterte sie und küßte ihn.

Es wurde ganz still. Lange hörte ich nichts. Schließlich sah ich ihre dunklen Schatten. Aneinander geschmiegt überquerten sie die Wiese und verschwanden wie Gespenster.

Am anderen Tag saß ich im Garten vor unserem Haus und dachte über den nächtlichen Vorfall nach. Ich wollte Kalina aufsuchen, ihr sagen, wie sehr ich leide und daß ich ihren Plan aufgedeckt habe, ihr aber edelmütig verzeihe. Lukan kam zu mir. Er sah nachdenklich aus, blickte nicht auf, um mich anzusehen und sagte nur fast stotternd:

„Heute Abend gefällt mir das Wetter gar nicht.“

„Warum? Und ich wollte zu dir kommen und in der Hütte schlafen.“

„Diesen Abend habe ich keine Lust, in die Hütte zu gehen. Ich bleibe hier.“

„Ich will aber hin.“

„Die Nächte sind kühl geworden, das Heu ist eingefahren, auf dem Feld ist kein Mensch mehr zu sehen. . . Was willst du in der Hütte? Schlafen wir diese Nacht hier, auf der Tenne. Ich erzähle dir ein schönes Märchen. Ist es nicht gleich, wo wir schlafen?“

Lukan redete lange auf mich ein, hier zu bleiben. Seine Stimme klang ängstlich, sogar verzweifelt.

„Lassen wir doch diese verdammte Hütte! Wir sind doch keine Wölfe, um im Wald zu schlafen. Außerdem, um dir die Wahrheit zu sagen, habe ich einen bösen Traum gehabt. Irgend etwas mit der Hütte. . .“

Ich schwieg lange. Lukan kratzte sich hinter dem Ohr und wartete. Ich merkte, daß er Kalina fürchtete, mich aber keiner Gefahr aussetzen wollte.

„Na, dann gehe ich eben nicht hin“, sagte ich.

Da lachten plötzlich die schönen Augen des armen Burschen und glänzten feucht. Er wandte sich zur Seite und entfernte sich langsam.

Am nächsten Morgen ging ich auf einem Umweg über das Wäldchen zur Wiese. Die Hütte war niedergebrannt. Die letzten verkohlten Holzstücke rauchten noch. Oben, auf dem Felsen am Weg, stand Kalina und starrte in den Rauch. Als sie mich sah, fuhr sie zusammen, blickte mich seltsam an und lief mit einem schrillen Vogelschrei davon.

DER ARMEN FREUDE

Der Markttag geht zu Ende. Obwohl die Sonne noch sehr hoch steht, verlassen Wagen, Pferde und Fuhrwerke den Klepuschan-Gasthof und treten rasch den Rückweg in ihre Dörfer an. Bauern und Bäuerinnen gehen geschäftig ihren Arbeiten nach. Manche tränken Pferde, andere rüsten ihre in heiteren Mustern bemalten Wagen, die mit verschiedenen Dingen beladen sind.

Die großen Gebäude des Stalles, der Scheune und des Schutzdaches werfen scharfe Schatten auf das Katzenkopfpflaster des Hofes. Dort stehen, in Häufchen zusammengedrängt, weiß und rot geschminkte Bauernmädchen. Um sie streichen, die Arme einander um die Schultern gelegt, junge Soldaten in weiten Waffenröcken umher; Liebesfreude leuchtet aus ihren Augen.

Im Hintergrund des Hofes steht ein neuer kleiner Wagen mit Eisenbeschlägen und bemalten Wagenleitern, schön wie ein Kinderspielzeug. Bis zur Hälfte ist er mit Heu vollgestopft und darüber liegt eine ganz neue, bunte, handgewebte Wolldecke, deren Enden über die Wagenleitern herabfallen. Ihre lebhaften, heiteren Farben leuchten festlich und freundlich. Auf der Wolldecke schläft, in eine gekaufte hellrote Steppdecke einge-

mummt, ein kleines Kind, von dem nichts zu sehen ist. Seine Mutter, eine Bäuerin mittleren Alters, steht mit dem Rücken an ein Vorderrad gelehnt da, ißt ein kleines weißes Brot und bricht dabei andächtig Stück für Stück ab. Die Sonne glänzt auf ihrem Silberschmuck, auf der Gürtelschließe, den breiten altertümlichen Armreifen und auf der großen Halskette aus nachgebildeten Goldstücken.

In der Tür der Schenke erschien ein kleiner unter-setzter Bauer in Festtracht wie zu Ostern, glatt rasiert, mit gezwirbeltem Schnurrbart.

„Pena, Pena! Komm auf einen Sprung herein!“ rief er ihr zu und winkte.

„Und das Kleine?“ sagte Pena und hörte zu kauen auf.

„Ah, was macht es denn?“ fragte der Bauer lächelnd und ging zum Wagen.

„Still, es schläft!“ antwortete die Mutter.

Der Bauer blickte durch die Wagenleiter, quiekte erfreut, zärtlich und sagte leise:

„Es schläft, mein Kleines. . . Laß es nur schlafen und komm mit, denn ich habe Freunde aus Schiljovzi getroffen. Komm, gehen wir zu ihnen.“

Stojan sah seine Frau gutmütig, gönnerhaft an und ging weg. Pena stopfte das kleine weiße Brot in die Tasche und folgte ihm.

Die Schenke war voll von Bauern. Manche waren schon betrunken. Alle sprachen laut, wichtig, immer über

irgendwelche verrichtete oder unverrichtete Dinge. Es roch nach Wein, Tabak und Speisen.

Stojan war schon angeheitert. An dem Tisch, zu dem er seine Frau führte, saßen drei Bauern aus anderen Dörfern, alte Männer, und zwei Frauen.

Pena begrüßte die Alten mit einem Handkuß und reichte dann den Frauen, die ihre entfernten Verwandten waren, die Hand.

„Das ist meine Frau, Vater Mitar. Kennst du sie?“ fragte Stojan und sah Pena wieder gönnerhaft an.

„Ich kenne sie, wie sollte ich sie nicht kennen? Von Kind auf kenne ich sie“, sprach Vater Mitar mit dumpfer, rauher Stimme. Sein hageres altes Gesicht, aus dem kleine gerötete Augen blickten, lächelte gutmütig und freundlich.

„O, Vater Mitar!. . Mutter, Gott hab sie selig, hat dich hoch geachtet. Du hast ihr die böse Pustel ausgebrannt. . .“

„Ja, ja, ich erinnere mich, junge Frau. . . Gestorben wäre sie, wenn man mich nicht gerufen hätte. Gott hab sie selig! Und ihr, wie geht es euch, wie lebt ihr?“

„Wir beide, Pena und ich, vertragen uns sehr gut“, fiel Stojan ungeduldig ein. „Einen Kummer hatten wir nur, und den hat uns der liebe Gott vom Herzen genommen und jetzt. . . Zehn Jahre fast hatten wir kein Kind und da hat uns Gott einen Jungen geschenkt, einen hübschen. . .“

„Lang soll er leben, lang soll er leben!“ riefen alle, die am Tisch saßen, mit freudiger Teilnahme.

„Jetzt lacht euer Haus. Ich weiß, ich weeeiß wie das ist“, sagte die alte Bäuerin gedehnt, fast singend.

„Ach, Tante Maria, wenn du wüßtest, wie Stojan geworden ist! Seit wir den Kleinen haben, kann ich ihn nicht dazu bringen, in die Schenke zu gehen. . .“

„Na, in die Schenke gehe ich schon, aber. . .“, lächelte Stojan, wandte sich um und rief: „Junge, bring einen Liter Wein!“

„Nicht doch, nicht doch, Stojan! Wir betrinken uns noch!“

„Nein, so geht das nicht! Ich lade euch ein! Einen Sohn habe ich! Ich habe einen Sohn, hört ihr?“ rief Stojan laut, so daß alle in der Schenke sich nach ihm umwandten.

„Viel Glück, viel Glück, Gevatter Stojan!“ riefen die Bekannten von den Tischen herüber.

„Ich danke euch, Brüder! Und Gott danke ich auch! Ich verdorrte und welkte, ich Armer, wie ein fruchtloser Pflaumenbaum. . . Jetzt blühe ich wie ein Apfelbaum. Ich will euch einladen“, rief Stojan laut, stand auf und winkte.

„He, Junge, stelle auf jeden Tisch einen Liter Wein hin, von mir!“

Leben kam in die Schenke. Die Bauern, fast alle Bekannte, standen auf, beglückwünschten und schüttelten Stojan die Hand.

Ein verschämtes Lächeln erhellte das Gesicht seiner Frau und sie sah gleichsam jünger und schöner aus.

Der Junge trug den Wein zu den Tischen. Die Glä-

ser wurden gefüllt. Alle stießen mit Stojan und mit seiner Frau an.

„Ein armer Mann bin ich! Ohne Kind war ich doppelt so arm. Jetzt ist der Kleine mein Reichtum. Gott hat ihn mir geschenkt. Alle, die ihr da seid, Freunde, Bekannte, Unbekannte, aus unserem Dorf oder aus einem anderen, laßt uns ein Glas auf den keinen Ivantscho trinken!“ rief Stojan.

„Lang lebe dein Ivantscho, lang lebe dein Ivantscho!“ riefen alle.

„Möge Gott jedem eine solche Freude bereiten! Ja, Brüder, wollt ihr ihn sehen, meinen Ivantscho? Er ist noch sehr klein, keine zwei Monate alt. Geh hin, Frau, und bring ihn herein!“

„Aber er schläft doch“, sagte Pena.

„Schläft er?“ rief Stojan. „Wenn er schläft, dann laß ihn schlafen! Dann gehen wir zu ihm hin. Ein kleines Kind ist sogar größer als der Zar. Wenns euch beliebt, Brüder, dann kommt und schaut euch meinen Sohn an. Er schläft im Wagen. Für ihn habe ich den Wagen gebaut, einen neuen!“

Stojan ging zur Tür, die Leute standen von den Tischen auf, kramten in ihren Geldbeuteln nach einer Gabe für Ivantscho und gingen hinaus. Pena folgte ihnen, wie eine aufgeschreckte Glucke, drängte sich schnell hindurch und erreichte den Wagen als erste.

Auf den Wagen fielen noch die goldenen Strahlen der Sonne, die sich über die Dächer der Stadt neigte.

Stojan stieg auf den Wagen, beugte sich nach dem Kind, richtete sich aber plötzlich erschrocken auf.

„O Gott!“

Wie abgehackt fielen ihm die Arme herab und schlugen wie Waschkeulen gegen seine Hüften.

„Noch ein Kind!. . . Jemand hat mir noch ein Kind da gelassen! He, ihr Leute! Wem gehört denn dieses Kind?“

„Ach, Stojan, och, Herrgott!“ schrie Pena und stieg auf den Wagen. Die Leute drängten sich um sie zusammen und blickten neugierig durch die Wagenleitern.

Auf dem weichen Lager im Wagen, neben dem kleinen Ivantscho, schlief sanft noch ein Kindchen, in saubere Windeln gewickelt, ein kleines Holzkreuz an einem Faden auf der Brust. Von dem Lärm geweckt, bewegte es das Köpfchen. Das rote kleine Gesicht verzog sich zu komischen Grimassen. Es streckte mehrmals die kleine Zunge heraus, zog die Lippen zusammen, schmatzte und begann zu weinen.

„Och, hungrig, hungrig ist es, das Arme“, jammerte Stojans Frau.

„Säuge es, junge Frau, säuge es!“ sagten die Frauen. „Jemand hat es ausgesetzt, es ist wohl hungrig. . .“

„Soll ich es säugen? Und Ivantscho?“ jammerte wieder Pena.

„Auch Ivantsho wirst du säugen. . .“

Das neue Kleine schmatzte weiter und spitzte wie beim Säugen den Mund.

Pena nahm es in die Arme, reichte ihm die Brust und ließ es trinken. Gierig sog es sich fest.

„Och, wie hungrig es ist! . . .“ Und sie neigte sich zärtlich über das Kind.

Stojan faßte sich an den Kopf und seufzte ratlos.

„Was soll ich nur tun, Brüder! Ich bringe es ins Polizeirevier.“

„Bring es hin, zur Polizei!“

„Ich gebe es nicht her, du bringst es nirgends hin!“ sagte Pena und drückte es mütterlich an sich.

„Nimm es doch, Stojan, nimm es! . . . So viele Jahre hast du dich nach einem Kind gesehnt. . . Gott schickt dir zwei. Ein Glück ist das. Sünde wäre es, wenn du es weggibst. . . Schau, wie klein es ist. Ziehe es groß!“ sagten die Frauen.

Stojan beugte sich vor, um es anzuschauen, und blickte seine Frau an. Auch sie sah ihn an.

Da bückte er sich noch tiefer über das Kind und betrachtete es schweigend. Je länger er es ansah, um so heiterer wurde sein Gesicht, als ob langsam, ganz langsam eine Wolke wich.

„Nehmen wir es, Pena?“

„Es ist ja schon mein“, sagte Pena gerührt.

„Viel Glück, Stojan!“ riefen die Bauern. „Nun mußt du auch für dieses Kind einen ausgeben!“

In der Dämmerung begleitete die untergehende Sonne Stojans neuen Wagen in sein Dorf. Er trieb fröhlich die Pferde an. Seine Frau saß im Wagen und hielt Ivantscho und sein neues Schwesterchen auf den Knien.

DER STAR

Kleine Ochsenjungen kamen ins Dorf gerannt und erzählten erschrocken, sie hätten den Star tot in den Feldern gefunden.

Es war Feiertag, ein schöner heiterer Tag im Mai, die Schenken waren voll von Männern, auf dem Dorfplatz wurde Horo getanz, und rasch verbreitete sich diese Nachricht überall. Der Dorfschulze traf Maßnahmen, rief den Gemeindeschreiber, den Förster, den Feldhüter, sie nahmen Papier und Tinte mit, um den Vorfall zu beschreiben, trieben die Leute aus der Schenke zusammen und brachen zu jener Stelle auf. Der Horo ging auseinander — Mädchen, Burschen, Frauen und Kinder liefen auch dort hin.

Der Star ist gestorben! So etwas Unerwartetes! Er war kein Hiesiger. Alle kannten ihn, doch keiner wußte, woher er war. Vor nicht langer Zeit erschien er im Dorf, spielte auf der Kniegeige, sang, unterhielt die Leute, duldete ihre Späße, immer lächelnd, immer gutmütig. Er stand keinem nahe, doch alle mochten ihn gern, wunderten sich über diese Nachricht und bedauerten ihn. Es war, als fehlte jedem etwas, als sei das Dorf verödet.

Nicht der Star war gestorben, eine Seele war in Flammen aufgegangen, ein Lied ganz plötzlich versiegt.

Der Star war im Herbst im Dorf aufgetaucht. Zerlumpt wie eine Vogelscheuche, nackt und hungrig. Man fand ihn schlafend auf der Bank vor dem Gemeindehaus. Der Dorfschulze fragte ihn nach dem und jenem aus, schöpfte Verdacht und sperrte ihn in den Keller des Gemeindehauses ein. Am nächsten Tag wollte er ihn zum Kreisvorsteher bringen lassen.

Gleich darauf ertönte aus dem kleinen Gefängnis heiter und lebhaft die Stimme einer Kniegeige. Susa, die Tochter des Zigeuners Vater Mechmel, ging dort vorbei, blieb stehen, um zuzuhören, und blickte zwischen den Eisenstäben durch das kleine Fenster hinein.

„He, was suchst du hier?“ fragte sie einfältig den jungen Burschen, in dem sie offenbar einen Menschen ihrer Rasse erkannte.

„Nichts! Eingesperrt hat man mich“, sagte der Fiedler und legte die Kniegeige hin. Darauf spitzte er die Lippen und flötete eine ganze Weile zart, klingend, wie eine Nachtigall.

Dann bellte er wie ein Hund und pfiß wie ein Star.

Das Mädchen lachte. Ihr Gesicht klebte fast am Fensterchen, um ihn besser zu sehen.

Der Dorfschulze trat aus dem Gemeindehaus.

„Was machst du da?“ fragte er streng die Zigeunerin, als er sie sah.

„Ein Star pfeift im Keller und da wollte ich ihm zuhören.“

„Einen schönen Star habe ich eingefangen! Wir werden sehen, als was er sich noch entpuppt.“

Die Zigeunerin richtete sich auf, schwieg eine Weile und sagte dann plötzlich treuherzig, bittend:

„Herr Gemeindevorsteher, laß ihn frei, laß den Star frei! Er ist kein böser Bursche.“

„Ist er einer von euch?“ spöttelte der Dorfschulze.

„Ob von euch oder von uns, weiß ich nicht, aber laß ihn frei, laß ihn frei, Herr Gemeindevorsteher!“

Wie eine Feder beugte sich Susa vor, streckte die Hand aus, streichelte die Kleider des Dorfschulzen und heftete ihre schwarzen Augen mit einem kindlichen Blick auf sein Gesicht.

„Laß ihn frei, Herr Gemeindevorsteher! Laß den Star frei!“

Da begann der Star auf der Kniegeige zu spielen. Ein Mann und eine Frau gingen vorbei und blieben vor dem Dorfschulzen stehen.

Susa bettelte weiter:

„Laß ihn frei, Herr Gemeindevorsteher! Laß mir den Star frei! Morgen feiern wir die Hochzeit meines Bruders. Laß ihn kommen und uns aufspielen.“

„Und wenn er davonläuft?“ fragte der Dorfschulze.

„Wenn er davonläuft, sperrst du mich ein. Drei Jahre will ich für ihn sitzen“, scherzte Susa und bettelte wieder.

Der Dorfschulze war ein gutmütiger Mann. Er überlegte kurz, musterte Susa erstaunt und ließ den Star frei.

So kam der Bursche zu diesem Namen.

Susa führte ihn zu ihrem Vater in die Schenke. Vater Mechmel trank dort mit Zigeunern, die aus den umliegenden Dörfern als Gäste zur Hochzeit seines Sohnes gekommen waren. Der Star setzte sich abseits hin und begann auf der Kniegeige zu spielen. Das gefiel Vater Mechmel, er rief ihn heran, lud ihn ein und wies ihm einen Platz an seiner rechten Seite, damit er ihm aufspielte. Susa stand an der Tür, schaute eine Weile zu und ging dann fort.

Die Zigeuner feierten fröhlich die ganze Nacht und die ganze Nacht spielte ihnen der Star auf. In der Schenke blieben viele Bauern und tranken mit den Hochzeitsgästen. Der Star unterhielt sie die ganze Zeit. Er flötete wie eine Nachtigall, piffte wie ein Star, rief wie eine Wachtel, wie ein Eichelhäher, wie eine Elster. Er gefiel den Leuten, sie bewunderten ihn und freuten sich. Mit dem Lächeln, das nicht von seinem Gesicht wich, gewann er sie alle.

Am nächsten Tag begann die Zigeunerhochzeit und dauerte eine ganze Woche. Pauken dröhnten, Flöten erschallten, Horo-Reigen schaukelten hin und her. Der Star unterhielt sie mit seiner Kniegeige so lustig wie noch nie. Alle liefen zusammen, um ihn zu sehen und zu hören.

Nach der Hochzeit nahmen die Flötenspieler und Pauker, die aus einem anderen Dorf waren, den Star mit und zogen von einer Hochzeit zur anderen in die umliegenden Dörfer. Einen Monat darauf tauchte er aber wieder auf. Vater Mechmel, der in allen Schenken trank, nahm ihn mit, damit er ihm aufspielte.

Bald darauf verzankte sich Mehmels Sohn mit seinem Vater und verließ das Haus. Er zog mit seiner Frau in ihr Dorf. Da nahm der Alte den Star bei sich auf, um ihm in der Schmiede zu helfen und in den Schenken aufzuspielen.

Seit der Star mit den zerlumpten Kleidern, dem blassen Gesicht, dem schönen Lächeln und den Ringellocken im Dorf war, verstummte seine Kniegeige keinen Tag. Er steckte sie nicht mehr in den Lederbeutel, den er um die Schultern trug, sondern befestigte sie am Knopfloch, über dem jungen sangfreudigen Herzen.

In Mehmels Schmiede war nicht viel zu tun. Eine Axt schleifen, eine Feuerzange oder sonst etwas schmieden – das war alles. Mechmel ging gar nicht mehr in die Schmiede. Die ganze Arbeit verrichteten der Star und Susa. Susa drückte den Blasbalg, drehte den Schleifstein und der Star schwang den Hammer.

Gegen Abend, wenn Vater Mechmel den Star entführte, damit er ihm in der Schenke aufspielte, blieb Susa allein. Sie wurde dann unruhig, ging aber nicht wie früher aus dem Haus, um durch das Dorf zu schlendern oder ihre Freundinnen zu besuchen. Sie setzte sich auf die Schwelle der Schmiede, hockte ernst und nachdenklich da und wartete auf die beiden. Wenn sie zu lange ausblieben, ging sie in die Schenke, rief und holte sie nach Hause.

Eines Tages sagte Susa zum Star:

Daß du mir nicht mehr mit meinem Vater in die

Schenke gehst, hörst du? Behexen werde ich dich sonst. Vergiften werde ich dich.“

Der Star sah Susa erschrocken an. Ihre Augen brannten streng und böse.

„Was soll ich denn tun?“ sagte er. „Wenn ich deinem Vater nicht gehorche, jagt er mich fort.“

„Soll er dich nur fortjagen!“

„Es wird mir leid tun, Susa, um dich.“

Susa lachte und ihre weißen Zähne blitzten.

„Ich gehe dann mit dir“, sagte sie entschlossen und schlang zärtlich die Arme um seinen Hals.

Da trat Vater Mechmel ein. Er war gerade einmal nicht betrunken.

„Aha, so steht es also!“ rief er. „Mach dich aus dem Staube, Star! Daß du mir nicht mehr unter die Augen kommst!“

Und er wies ihm die Tür.

Bestürzt, erschrocken lief der Star rasch hinaus. Susa ging ihm nach.

„Du bleibst hier!“ sagte ihr Vater. „Dich bringe ich um!“ Er stieß sie kräftig in die Schmiede zurück, trat dann hinaus und verschloß die Tür.

Seit diesem Tag war der Star verschwunden. Auch Susa verschwand, denn ihr Vater hielt sie in der Schmiede eingesperrt. Ganze zwei Wochen ließ er sie nicht hinaus. Essen und Wasser reichte er ihr durch das kleine Fenster vom Hof hinein. Susa duldete alles schweigend.

Schließlich glaubte der alte Zigeuner, daß sie alles verwunden hatte, und ließ sie hinaus.

Susa sah abgezehrt aus. Ihr Gesicht welkte, die schwarzen Augen erloschen, das Lächeln verschwand. Sie ging nirgends mehr hin, kam nicht mit Freundinnen zusammen, ging nicht zum Horo, sang nicht und holte auch ihren Vater nicht mehr aus der Schenke nach Hause. Am Abend sah man sie versonnen an die Tür gelehnt, ihre Augen starrten nach Westen, auf die Sonne, die in flammenden Wolken über den Bergen versank. Dahinter sprühte Feuer wie aus einer schrecklichen Schmiede. Susa schaute lange dort hin, in ihrem Gemüt loderten ebensolche Flammen. Sie stand lange so da, bis es dunkel wurde und ging dann schweigend hinein.

Eines Abends fand Vater Mechmel sie nicht zu Hause. Er ging sie suchen. Durch das ganze Dorf lief er. Susa war fort. Niemand hatte sie gesehen.

Es ging das Gerücht um, daß Susa davongelaufen sei. Der Star sei gekommen und habe sie entführt. Der alte Zigeuner erstattete Anzeige bei der Polizei. Man suchte sie überall — sie blieb aber verschwunden. Auch der Star war in der Umgebung nicht zu finden.

Erst einen Monat darauf führte ein Gendarm Susa zurück. In einem entfernten Dorf hatte er sie aufgelesen. Überall war sie hingegangen und herumgelaufen, um den Star zu suchen. Zerschlagen, ausgehungert, ermüdet, zerlumpt, barfuß kehrte sie heim. Die Leute erkannten sie nicht wieder. Nur die feurigen schwarzen Augen waren noch dieselben.

„Den Star habe ich gesucht. Mit ihm wollte ich zusammen leben. Er ist aber nirgends zu finden, Gott strafe ihn! Vergessen, verlassen hat er mich“, sagte sie zu ihrem Vater und sprach kein Wort mehr darüber.

Es verging längere Zeit und die Geschichte war schon fast vergessen. Doch plötzlich, es mag wohl eine Woche her sein, ertönte mitten in der Nacht eine Kniegeige im Dorf. Ihr schwermütiger Klang breitete sich überall aus, drang durch alle Gassen.

„Der Star wird es gewesen sein“, sprachen die Leute am nächsten Tag. „Wie traurig er gespielt hat!“

Der Star war aber nicht da.

Jetzt hatten sie ihn tot in den Feldern gefunden. Das ganze Dorf lief dort zusammen. Nur Susa kam nicht hin.

Am blumenbewachsenen Rain, auf einem Pfad, der die üppig aufgeschossenen Ährenfelder verband, lag der Star wie eingeschlafen da. In der einen Hand hielt er seine Kniegeige, in der anderen ein kleines weißes Tüchlein. Das junge Gesicht war blaß, schön, sah aus, als ob er gleich singen würde. Die langen Wimpern überdeckten die schwarzen Augen. Die Leute drängten sich neugierig zusammen, betrachteten, bedauerten ihn, doch keinem tat das Herz weh wegen dieses fremden Menschen.

„Von den Liedern ist sein Herz zersprungen“, sagte jemand.

„Verhungert ist er, der Arme“, meinte eine alte Frau.

„Vor Liebe ist er gestorben, der Gute“, sagte ein Mädchen zu ihren Freundinnen.

Und alle hatten sie recht.

IN DER FURCHE

Eines Tages regnete es und darauf eine ganze Woche! Still, sanft, Tag und Nacht. Es regnete, regnete, tränkte sattsam die Mutter Erde, dann wehte ein leiser Wind, fegte den Himmel rein, und wieder schien die warme Herbstsonne. Die Felder trockneten. Das Wetter wurde schön, zum Pflügen wie geschaffen.

Bone Krajnenez spannte Sivuschka und Beltscho wieder ein und ging hinter dem Pflug einher. Sein Acker lag in einer schönen weiten Erdsenke. Von allen Seiten schützte ihn der Wald vor dem Wind. Die bröckelige Erde sieselte wie Sandzucker. Bone schwang den Ochsenstachel und rief:

„De-e, los, Brüder!“

Lebhaft hallte es aus dem Wald wider. Der alte Beltscho wedelte mit dem Schwanz und stapfte ruhig vorwärts. Die kleine Sivuschka, eine graue magere Kuh, halb so groß wie der weiße Beltscho, strengte sich an und hielt mit ihm Schritt.

Und da reihten sich eine, zwei, drei Furchen zu einem Pflugbeet aneinander. Bones trauriges Gesicht heiterte sich etwas auf. Er dachte jetzt nicht an seine Armut und pfiff vor sich hin.

„Lauf nicht so schnell, Beltscho! Sivuschka kommt nicht mit! Los, Sivuschka, los, du kleine Schwache, los, meine Liebe! . . . Ihr seid müde, doch was soll ich tun? Auch ich bin müde. . . De-e! Hinauf! Hinunter!“

Der starke alte Ochse Beltscho schnaubt und schreitet wie ein wichtiger Mann einher. Die kleine Sivuschka spannt ihre ganze Kraft an, das Maul steht offen, das Rückgrat ist wie eine Peitsche gekrümmt, der dünne Schwanz sträubt sich. Beltscho machte einen Schritt, Sivuschka – zwei. Die Zunge hängt ihr heraus, sie stapft aber weiter.

Weit und breit – kein Mensch. Im Wald rascheln leise die bloßen Füße des Herbstes und eilen über leicht knackendes Reisig hinweg.

„Los, Sivuschka, los, meine Liebe!“ ruft Bone ihr zu und sieht voller Angst, daß seine Kuh immer müder wird, ihre Kraft erschöpft.

„Halt! . . . Kleine Rast!“

Die müden Tiere bleiben stehen. Bone geht zu ihnen hin und krault jedem die Stirn.

„Beltscho! Wie kannst du nur so herzlos sein und Sivuschka so ermüden! Nicht wahr, Sivuschka?“ redet er auf beide ein.

Doch Sivuschka und Beltscho blicken ihn ruhig und gleichmütig mit ihren traurigen Augen an und atmen schwer. Aus Sivuschkas Maul tropft Schaum. Sie schaut ihren weißen Gefährten, dann ihren Herr an und läßt betrübt den Kopf hängen.

„Was ist denn, meine Liebe? Sag nur! Fällt es dir

schwer? Sivuschka, meine Schwache! Das Herz bricht dir, meine Liebe. Wir wollen auch heute noch arbeiten und morgen ist Feiertag. Dann ruht ihr euch den ganzen Tag aus. Was schaust du mich an, Beltscho? Ein Recke bist du. . .“ redet Bone beiden zu.

Doch Sivuschka hebt nicht den Kopf. Die Worte ihres Herrn bringen wohl ihrem kranken Herzen keinen Trost. Die eingefallenen Flanken fliegen, die Beine zittern.

„Sag, Sivuschka, meine Schwache, was hast du?“ fragt Bone erschrocken und streichelte sie wie ein Kind. Dann packt er den Pflug an und ruft:

„De-e. . . los!. . . Vertretet euch die Beine!“

Beltscho strengt sich an und macht einen Schritt. Sivuschka gibt sich alle Mühe, ihm zu folgen, kommt aber nicht vom Fleck. Darauf bleibt er auch stehen.

„De-e! Los, los!“ ruft ihnen Bone laut, aufmunternd zu.

Lebhaft hallt es aus dem Wald wider.

Beltscho schreitet wieder vorwärts. Sivuschka bemüht sich nochmals mit zitternden Beinen, bricht aber zusammen und blökt trostlos.

Bone wirft erschrocken den Ochsenstachel weg, spannt Beltscho schnell aus und steht dann bestürzt vor Sivuschka. Unbeweglich, mit vorgestrecktem Hals, das kleine Maul in die lockere Erde eingewühlt, die Augen geschlossen liegt sie schwer atmend da.

„Steh auf, Sivuschka, steh auf!“ sagt Bone, befreit

sie vom Joch und versucht sie an den Hörnern aufzurichten.

Sivuschka öffnet kaum die Augen, schaut ihren Herrn flehend an als wollte sie ihm sagen: „Laß mich in Ruhe sterben!“ und schließt wieder die Lider.

Bone läuft jammernd um sie herum und weiß nicht, was er tun soll. Der nicht fertig gepflügte . Acker liegt unter den sengenden Sonne da. Nur sie blickt vom Himmel, rückt allmählich vom Mittag ab und neigt sich hinter die Hügel. In der Nähe – kein Mensch. Der Wald ist taub.

„Los, Sivuschka! Steh auf! Schau nur, Beltscho lacht dich aus. . . Steh auf! Laß die Scherze, meine Liebe. . . Schau dir die Erde an, wie locker sie ist – zum Pflügen wie geschaffen!“

Bone packt die Kuh an den Hörnern und richtet sie langsam auf. Sie stemmt die Beine gegen den Boden und versucht mit letzter Kraft aufzustehen, rührt sich aber kaum von der Stelle. Wieder läßt sie krankhaft den Kopf auf die lockere Erde sinken und atmet noch schwerer.

Bone setzt sich vor sie hin, nimmt ihren Kopf auf die Knie, streichelt und küßt sie wieder auf die Stirn.

„Nicht doch, meine Liebe! Hab doch Mitleid mit mir! Hör zu! Nur dieser Acker ist noch übrig. Pflügen wir ihn fertig und dann ruhen wir uns aus. . . Bis an dein Lebensende werde ich dich nicht mehr einspannen. Deine kleine Galiza wächst bald heran und Beltscho hilft dann. Und du sollst den ganzen Tag im Stall liegen und wiederkäuen. Die Kinder werden dir im blanken Kupfer-

kessel Wasser bringen, dich jeden Morgen striegeln, ich gebe dir Futter. . . Du erholst dich dann, wirst gesund und kräftig, nicht wahr, meine Liebe? Dann pflügen Galiza und Beltscho und du weidest am Rain, schaust ihnen zu und denkst dir dabei: „Arbeitet nur, arbeitet!“ und freust dich. Und wenn ich dann abends Galiza wegschicke, wird sie dir das Fell lecken und dir sagen: „Guten Abend, alte Mutter! Steh auf, meine Liebe! Steh auf! Los!“

Sivuschka rührt sich aber nicht und öffnet auch nicht die Augen, um ihn anzuschauen. Sie zittert wie vom Fieber geschüttelt.

Bone steht auf, bricht einen Kanten Brot ab, streut Salz darauf und hält ihn der Kuh hin.

„Da, meine Schwache, friß nur!“

Sivuschka öffnet die Augen, blickt ihren Herrn flehend an und schließt sie wieder.

Bone seufzt verzweifelt. Er schaut die bröckelnde Ackerkrume an, dann den schweigenden Wald, sieht auch zu Beltscho hinüber, der friedlich am Rain weidet, blickt die dahineilende Sonne an und merkt, daß er in dieser Senke allein ist und nirgendwoher Hilfe erwarten kann.

Darauf wendet er sich wieder der kranken Sivuschka zu.

„Steh auf, meine Liebe! Steh auf! Der Bär läuft im Wald herum, er kommt und frißt dich!“ schreckt er sie.

Dann holt er eine zerrissene Decke aus dem Wagen,

hüllt sich darin ein, geht in den Wald hinein, brüllt wie ein Bär und kriecht auf allen vieren auf die arme Kuh zu.

„Bau! . . Au-u!“ schreit er und kommt immer näher.

Sie öffnet die Augen. Tief in ihrem leidvollen Blick glüht wildes Entsetzen. Das Tier erhebt den Kopf, brüllt verzweifelt, kann sich aber wieder nicht aufrichten.

Bone wirft die Decke weg, steht hoffnungslos vor der Kuh, schlägt ein Kreuz und weint.

Sivuschka blökt noch einmal, reißt schrecklich die Augen auf und atmet nicht mehr.

DAS UNGEMÄHTE FELD

Stumm liegt die weite Ebene unter dem teilnahmslosen Auguthimmel. Der glühende Sommer ist bereits über sie hingegangen und die Arbeit der Bauern hat überall ein häßliches Bild zurückgelassen. Zu beiden Seiten des Weges breiten sich, so weit das Auge reicht, niedergetretene Stoppelfelder, ohne Hocken und Garben, gemähte Wiesen, auf denen vom Hof gejagtes Vieh umherirrt. Wehmütig rascheln die reifen Maisstangen, zwischen denen graue Spatzen in Schwärmen auffliegen und wie Hagelkörner auf die staubigen Wege fallen. Tief über den gemähten Wiesen fliegen schwarze Amseln. Eine Krähe krächzt einem hoffnungslos über dem Kopf und fliegt fort, Kummer nistet sich im Herzen ein und quält einen.

Die Erntezeit ist längst vorbei.

Aber weit unterhalb des Dorfes, in der großen Ebene, liegt ein einsamer ungemähter Acker mit herabhängenden schwarzen Ähren. Seit dem Morgengrauen sieht man dort eine hübsche junge Frau mit einem weißen Leibchen, mit einem Kopftuch, dessen Zipfel herabhängen. Eine scharfe Sichel glänzt in ihren Händen und sie schneidet Garbe auf Garbe. Aus den versengten Ähren rieseln die schwachen Körner und prasseln wie Schrotku-

geln auf den harten Acker, Schrotkugeln, die das Herz der jungen Schnitterin treffen. Aus ihren dunklen Augen stürzen Tränen, sie rinnen still und unaufhaltsam.

Am Feldrain, am Ast des Birnbaums, hängt eine bunte Wiege und darin weint plötzlich jämmerlich das zärtlich geliebte Kind, daß es der Mutter wie mit glühenden Nadeln das Herz durchbohrt. Sie wirft die Sichel zu Boden und läuft wie irr hin, müde und verschwitzt, nimmt den kleinen Schreihals an die Brust, wiegt ihn sacht in den Armen und sich über ihn neigend, flüstert sie ihm zärtlich zu:

„Still, Liebling, still Töchterchen, sei still, damit ich mähen kann!“

Sie hört auf zu weinen und singt ihm vor.

Das Kind verstummt, schlingt seine zarten Ärmchen um den Hals der Mutter und lauscht diesem traurigen Lied, das schon seine Großväter sangen, das sein Vater und seine Mutter singen und das es vielleicht auch einmal mit derselben traurigen Stimme singen wird. Es lauscht, schaut seine Mutter an, und auf seinem mageren Gesichtchen erstrahlt ein Lächeln.

In der Nähe liegt im Schatten, eingewickelt in eine zerfetzte Decke der kranke alte Sava. Sein struppiger weißer Kopf ruht auf einer goldenen Garbe. In seinem kleinen, vertrockneten, verrunzelten und erdfarbenen Gesicht ist fast kein Leben. Der Schwache Atem seiner kraftlosen Lungen bewegt kaum seine trockenen, aufgesprungenen Lippen. Der Bürgermeister hat ihn aus dem Dorf geschickt, er solle die Schwiegertochter holen, weil

irgendwelche Gendarmen sie suchten, und der arme Alte hat sich mit seinem Stock kaum hierhergeschleppt, er ist völlig erschöpft und seine schwachen Beine versagen den Dienst.

„Wasser!“ stöhnt er matt, richtet jammernd seinen dünnen Leib auf, der sich wie ein Bündel Lumpen im Stroh, auf dem er liegt, verliert.

Lasarinka verließ rasch das Kleine und hielt dem Kranken besorgt den Krug an die Lippen.

„Ach, Vater! Wehalb bist du gekommen? Wenn du nicht kannst, wärest du besser zu Hause geblieben. . .“

„Was sollte ich tun, Tochter?. . . Sie kamen und befahlen es mir, was sollte ich anderes tun?“

„Sehen sie denn nicht, daß du krank bist? Solche Menschenschinder!“

„Im Haus hielt's mich nicht, Schwiegertochter! Ich hatte es satt zu liegen. . . Ich wollte ein bißchen spazieren gehen, meine kranken Knochen rühren und dir helfen. Geh, Schwiegertochter, geh, sie haben dich doch rufen lassen! Ich werde ein Weilchen liegen bleiben und dann langsam, langsam wieder nach Hause gehen.“

„Ich gehe nicht, Vater, hörst du! Wozu brauchen sie mich?. . . Doino haben sie doch eingesperrt, sollen sie von ihm nehmen, was sie zu bekommen haben. . . Mich sollen sie in Ruhe lassen!“

„Ach!, seufzte der Alte und schwieg, als wäre er in einem Bach untergesunken. Dann bewegten sich seine ausgedörrten Lippen wieder: „Doino, Doino, er hat mich zugrunde gerichtet, er hat mich auf dem Gewissen!“

Auch dir hat er das Leben schwer gemacht, Schwiegertochter!“

Lasarinka antwortete nicht. Sie sah ein, wie wahr die Worte des Schwiegervaters waren, aber sie quälten sie doch, schienen ihr doch kränkend. Und ein heimlicher Widerspruch wallte in ihr auf. Sie liebte Doino, und es bekümmerte sie, wenn man schlecht über ihn sprach. Vor Jahren war er wie ein Adler gekommen, hatte sie aus der Hütte ihres Vaters entführt und sie hinauf in die Berge mitgenommen. Was für schöne Tage hatten sie zusammen verlebt, was für Tage. . . Seit damals war Doino alles für sie und sie konnte nicht, als ginge sie es nichts an, Schlechtes über ihn hören, obwohl er vor einem Monat wegen Mord ins Gefängnis gekommen war.

Aber der Alte fuhr in seiner Qual mit ohnmächtig zitternder erstickter Stimme fort:

„Er. . . daß er zum Mörder geworden ist. . . War sein Vater ein Räuber? Konnte dieser Hitzkopf nicht aushalten? Schau mich an! Was habe ich nicht alles im Leben durchgemacht, aber ich habe es ertragen, ertragen wie ein Hund. . . Armut und wieder Armut, aber ich bin in Ehren alt geworden! Und er? Ach er! Ich würde ihn verfluchen, Lasarinka, wenn nicht du und das Kleine wären.“

„Verfluche ihn doch“, sagte sie mit vor Erregung erstickter Stimme und begann zu weinen. „Vater, hat er dich nicht geliebt und für dich gesorgt?“ schluchzte sie dumpf.

„Wer redet denn davon, Schwiegertochter?“ sagte

unter Tränen der Alte. „Wer redet denn davon? ... Doino – Gott gebe ihm Gesundheit!“ brachte er kaum hervor und legte die Hand milder gestimmt und niedergedrückt aufs Herz. „Aber mußte er soweit gehen? Soweit gehen? Einen Menschen erschlagen! Mein Gott, mein Gott!“

Ein starker Husten unterbrach die Worte des alten Sava. Er stöhnte und ließ seinen weißen Kopf wieder auf die goldene Garbe sinken.

„Ich habe ihm gesagt, Vater, er soll nicht mit ihm Streit anfangen. Er ist ein reicher Mann, wie könnte Doino gegen ihn aufkommen? Ich habe es ihm gesagt.“

„Wenn du doch wußtest wie er ist, weshalb hast du ihm die Sache erzählt? Hättest du doch geschwiegen. . .“

Lasarinka zog das Kopftuch tief in die Stirn und ihr Gesicht wurde brennend rot vor Scham.

„Ich konnte nicht schweigen! Wie hätte ich schweigen sollen? Wenn es einmal, zweimal gewesen wäre, aber jeden Tag, jeden Tag! Er stellte mir nach, bot mir Geld an. . . Hätte ich das dulden sollen? Wer bin ich denn, daß ich mich von diesem Unverschämten beleidigen lassen soll?“

„Ach!“ stöhnte der Alte. „Doino, Sohn, was wird mit dir geschehen?“

„Man wird ihn freilassen, Vater.“

„Für Mord? Freilassen? . . . Ach, mein Sohn wird sterben!“ ächzte der Alte. „Konnte er sich nicht damit abfinden? Ein wenig Unterordnung ist nötig!“

„Unterordnung, Unterordnung, immer Unterord-

nung! Er würde mich auch jetzt nicht in Ruhe lassen, wenn Doino ihm nicht den Garaus gemacht hätte!“ sagte Lasarina hart.

„Auch du, Schwiegertochter! Auch du denkst so? Deshalb wirst auch du vor Gericht gezerrt! . . . Geh, schau, weshalb man dich ruft. . . Es ist ja klar, daß du heute nicht fertigmähen wirst.“

Der Alte versuchte, sich aufzurichten, konnte es aber nicht.

„Bleib liegen, Vater, ich gehe nicht.“

„Geh, Schwiegertochter, gehe, sonst holen sie dich mit Gewalt.“

„Ich gehe nicht. . . was habe ich getan, daß ich den Acker ungemäht lassen soll?“

„Geh, Schwiegertochter! . . . Geh!“

Die ohnmächtigen Worte des Alten erstickten in einem Meer von Kummer. Aus den erloschenen Augen quollen wie aus zwei dunklen Brunnen Tränen und flossen in Strömen über sein hageres Gesicht. Lasarinka beugte sich über die Wiege des Kleinen, das wie ein Täubchen gurrte, und weinte leise mit.

Die Sonne stand noch am Himmel. Über dem stillen Feld spannte sich dreimal so still der Himmel, blau und tief. Unbekannte, die über den Weg kamen, schauten erstaunt auf dieses einsame ungemähte Feld, von dem wie auf einem Friedhof ersticktes Frauenweinen klang, und zogen weiter in die Ferne.

INHALT

Einleitung	<i>Georgi M. Grigorov</i>	5
ERZÄHLUNGEN		
Die Windmühle. Übersetzt von L. Markova		9
Im Jenseits. Übersetzt von M. Matliev		26
An der Mühle. Übersetzt von M. Matliev		34
Allerseelen. Übersetzt von L. Markova		42
Schnitter. Übersetzt von M. Matliev		55
Andreschko. Übersetzt von M. Matliev		64
Die Wahnsinnige. Übersetzt von M. Matliev		75
Heilandshügel. Übersetzt von L. Markova		80
Lepo. Übersetzt von L. Markova		89
Iglika. Übersetzt von L. Markova		102
Die Fee. Übersetzt von M. Matliev		114
Der Armen Freude. Übersetzt von M. Matliev		131
Der Star. Übersetzt von M. Matliev		138
In der Furche. Übersetzt von M. Matliev		146
Das ungemähte Feld. Übersetzt von L. Markova		152

ELIN PELIN

Ausgewählte Erzählungen

Redaktion des bulgarischen Textes: *Georgi M. Grigorov*

Gestaltung: *Vesselin Zakov*

Herstellung: *Elena Mletschevska*

Korrektur: *Vesselina Kebedshieva*

Format 70/100/32 Druckbogen 10

Staatliche Druckerei BALKAN

22 9536123231
5506-1-77

